

XIV

4A-35754

3.

Witzel  
Lunen

3

Ki. S.

586

4 XIVA - 35754 - II - 586

# Die jüngsten Kinder meiner Lanne

von

A. v. Kosebue.



Drittes Bändchen.

Leipzig,

bey Paul Gottlieb Kummer,

1795.

1380.

enthusiast Seminar





TARTU ÜLIKOOLI  
RAAMATUKOGU

31819495

U n  
meinen Freund  
Ludwig von Knorring.

Einem guten Menschen sey dieß Buch ge-  
weyht!  
Muse! Komm, und hilf mir suchen,  
Wenn Diogenes dir die Laterne leyht. —

Den Bedrückte segnen, dem Bedrücker  
fluchen,  
Einen solchen Menschen hilf mir suchen,  
Einem Solchen sey dieß Buch geweyht.

Geh vorüber an dem Wappensüchtigen  
Thoren,  
Der, mit einer Sylbe mehr geböhren,  
An den dürrn Zweigen seines Stammbaums  
nagt,  
Und die Muse, ob sie Fräulein sey? befragt;  
Der den Werth des Menschen nur nach Tropfen  
Des für ihn vergossnen Schweißes mißt;  
Dessen Herz bey fremden Leid zu klopfen,  
Dessen Hand zu geben, adelich vergißt.  
Geh vorüber an dem Narren,  
Dessen Auge nur das Licht empfängt,  
Um es albern grinsend anzustarren;  
Der am Lichte nie die Flügel sich versengt,  
Weil er plump und Flügellos,  
Nur sich mästet in der Dummheit Schoos.

Aber findest du der selten Menschen  
Einen,  
Der, von Demuth oder Dünkel gleich ent-  
fernt,  
Mit dem Weinenden zu weinen,  
Mit dem Fröhlichen zu lachen nie verlernt;  
Den das Joch der unterdrückten Classen,  
Menschenfreundlich wir erleichtern sehn;  
Den die Armen lieben und die Reichen hassen,  
Den die Klugen schätzen und die Dummen  
schmähn;  
Der des Lebens Mühe durch das Spiel  
der Musen,  
Und den Ernst der Weisheit sich verfürzt;  
Der an eines guten Weibes Busen,  
Deine Schätze, o Natur! genießt; —  
Sindest du, o Muse — halt! er ist gefun-  
den!

Segen meinem Schicksal das für mich ihn  
fand!

O geschwind ihm einen Strauß gewunden!  
Wiesenblumen aus des Freundes Hand.

Wiesenblumen — keine Rosenblüte —

Doch der Wille genügt dem Biedermann;

Guter Knorring! was ich freundlich biete,

Nimm es freundlich von mir an!

Laß die sanfte Wärme nie erkalten!

Dich entreiße mir kein Star, kein Duns!

Reiche mir die Hand, es bleibt beym Alten,

Guter Knorring! wir verstehen uns.

## Inhalt.

---

## Inhalt.

---

Die Taube. Eine Erzählung.	S. 1
Die klagenden Ehemänner, ein rührendes des Drama.	51
Das stolze Bewußtseyn, eine persische Erzählung.	88
Eine Jugendgeschichte des Verfassers.	140
Hingeworfene Gedanken, welche durch das vom Herrn Grafen von Soden projectirte deutsche Pantheon, und die in Girtanners Journal darüber enthaltenen Aufsätze, entstanden sind.	143
Das Schaaf und der Bullenbeisser.	163
So liebt kein Mann! Eine wahre Ge- schichte.	165
Minons Reflexionen in der Liebe.	226
Das	

Das Wasserbecken und die Quelle.	278
Der schöne Minnesinger. Eine wahre Geschichte.	279
Als von einem Manne gesprochen wurde, der gern und oft in den Spiegel sah.	291
Die neue Atalanta, eine Begebenheit, die sich im Jahr 1757 bey Dinan in Bretagne zutrug.	292
Der Zauberreiz der Sittsamkeit, eine griechische Erzählung.	299
Der Schlüssel zum Geheimniß der klugen Welt.	307
August, Christel und Amor, ein Dialog am Geburtstage meines lieben Weibes.	313
Fragmente über die Freyheit des Willens! vielleicht in hypochondrischen Stunden geschrieben.	316
Gebet um Dummheit.	337
Als der Dichter ein Landhaus baute, und mit seiner Gattin der Arbeit zusah.	344

---

## Die Taube.

### Eine Erzählung.

---

**I**n beyden Ufern des Rheins wüthete die Flamme des Krieges. Der preussische Hauptmann von A\*\* rückte eines Abends mit seiner Compagnie in ein Dorf. Die Quartiere wurden vertheilt, und der Schulze wies dem Hauptmann Eines der ansehnlichsten Bauerhäuser an, um darin zu übernachten.

Der Character der preussischen Offiziere ist bekannt. Sie sind gewöhnlich brav im Felde, und sanftmüthig zu Hause; gesittet in glänzenden Circeln, und gutherzig im Kreise von Naturkindern. Sie tragen an ihrer linken Hüfte einen Degen für den Feind, und in ihrer linken

Brust ein Herz für den Freund. Sie weyhern in diesem Augenblicke ihr Blut dem Vaterlande, und in jenem ihre Thränen dem Unglücke. Ein solcher Mann war auch der Hauptmann von A \* \*.

Als der Schulze ihm das Bauerhäus von ferne zeigte, warf er einen Blick dahin, und sah daß es eine freundliche Wohnung war, von Kirschbäumen umgeben, mit Rasenbänken vor der Thür. Ein kleiner Knabe stand neben dem Kettenhund, und gaste die fremden Soldaten an, und schlug den Hund wenn er bellte. Der große Hund leckte ihm freundlich das Händgen, und schmiegte sich vor ihm, wie weyland der Löwe zu Amors Füßen.

Der Hauptmann wunderte sich, daß Niemand herauskam ihn zu empfangen. „Liebes Kind, fragte er den Knaben: sind deine Eltern zu Hause?“

„Ja Herr, antwortete der Knabe feck, Vater und Mutter sitzen drinne in der Stube.“

Der

Der Hauptmann trat in den Hof. Da sah er einen schönen jungen Bauerstmann hinter dem Brunnen stehn, der sich die Augen trocknete, und es schaamhaft zu verberaen schien, daß er geweint hatte. Mit halb erkünstelter und halb wahrer Freundlichkeit trat der Bauer hervor, zog seine Mütze ab, und hieß den fremden Herrn willkommen. Sie giengen zusammen in die Stube. Da saß ein hübsches junges Weib mit rothgeweinten Augen. Sie wischte die Thränen hastig mit dem Halstuch ab, stand auf, und reichte dem Hauptmann die Hand, wobey sie süßsauer lächelte.

Der Hauptmann. Was fehlt euch liebe Leute? ihr habt geweint?

Der Bauer. Ach nein.

Der Hauptmann. Bin ich euch unwillkommen?

Die Bäuerin. Nein ganz und gar nicht. Wenn er nur mit uns vorlieb nehmen will. Was wir haben geben wir gern.

A 2

Der

Der Hauptmann. Aber ihr seyd viel leicht arm?

Der Bauer. O nein, Gott hat uns gesegnet, wir haben mehr als wir brauchen.

Der Hauptmann warf einen Blick um sich, und sah wohl, daß der Bauer die Wahrheit redete. Die zinnernen Teller waren so blank gescheuert, silberne Löffel lagen auf dem Tische, und das große Bett hatte sogar einen Vorhang von feiner Leinwand. Das seidene Halstuch der Bäuerin, die Meerschäumene mit Silber beschlagene Pfeife ihres Mannes, alles deutete auf Wohlstand. Im Stalle bißten Kühe, wieherten Pferde, und auf dem Hofe trieben sich ein paar geschäftige Knechte herum.

„Wenn euch nicht Armuth drückt, sagte der Hauptmann, warum weint ihr denn?“

„Ach Herr! versetzte die Bäuerin, Geld und Gut wollens nicht immer thun. Ich wollte viel Geld drum geben, wenn —“ Hier wurde

wurde sie durch Schluchzen unterbrochen, und lief zur Thür hinaus.

Wohl hat sie Recht, die gute Frau, dachte der Hauptmann, ich will nicht weiter nach ihrem Kummer fragen. Er schnallte seinen Degen ab, setzte sich auf einen gepolsterten Sörgestuhl, und spielte bis zum Abendessen mit drey kleinen Kindern, die bald so leck wurden, daß sie auf ihm herumkletterten, ihn an seinem Ringragen zupften, und sich am Klirren seiner Sporn ergöhten.

Die junge Hausmutter trug einen Eyerkuchen auf den Tisch, grünen Salat, Wurst und Schinken. Der Hausvater brachte einen silbernen Becher, und schenkte ihn voll Nierensteiner. Man lagerte sich um den Tisch, der Hauptmann aß und trank viel, der Bauer wenig, und die Bäuerin gar nichts. Immer stahl sich von Zeit zu Zeit eine Thräne in ihr Auge, und dann nippte sie ein wenig aus dem Glase um die Thränen nieder zu schlucken.

„Laß es gut seyn,“ sagte endlich der Bauer mit einem zitternden Tone: „laß es gut seyn, liebe Christel. Da, leere einen vollen Becher, zum Andenken — du verstehst mich wohl — hin ist hin —“ Hier ersticken die Thränen seine eiaenen Worte. Das Weib sprang auf und wolte weglaufen. Der Hauptmann erhaschte sie bey'm Hocke, bat sie, sich keinen Zwang anzuthun, und sprach so sanft und theils nehmend, daß er sie endlich überredete, ihm die Ursach ihres Kummers mitzurheilen. „Ach Herr! schluchzte sie: ich willes ihm wohl sagen, aber er muß nicht lachen. Wenn er mich auslacht —“ sie konnte nicht weiter reden.

„Geh doch liebe Christel, sagte der Bauer, der Herr wird nicht lachen, wenn wir ihm alles erzählen.“

„Mein, das werde ich nicht,“ fügte der Hauptmann hinzu, dem bey diesem rührenden Auftret das Weinen jetzt schon näher war als das Lachen. Die Bäuerin faßte ihn bey der Hand,

Hand, und führte ihn zu einem Korbgen im Winkel des Zimmers, welches mit einem weißen Tuche bedeckt war. Zitternd hob sie das Tuch auf, und der Hauptmann erblickte — eine todtte Taube.

„Was soll das heißen?“ fragte er voll Verwunderung: „sind die Tauben hier zu Lande so selten? oder hat es mit dieser hier eine besondere Verwandniß? war sie vielleicht der Liebling eines eurer Kinder, und wurde von der Katze tod gebissen?“

„Ach nein, sagte der Bauer, sie starb vor Alter; und daß meine Kinder sich nicht viel daraus machen, sieht er wohl, lieber Herr, weil sie ruhig spielen, indessen wir alte Narren weinen.“

„Sie wissen nicht, setzte die Frau schluchzend hinzu, daß sie vielleicht nicht auf der Welt seyn würden, ohne diese Taube.“

Der Hauptmann wurde immer neugieriger. „Nun ich bitte euch, erzählt mir doch.“

„Erzähle liebe Christel,“ sagte der Mann.

„Wenn ich nur kann,“ versetzte die Bäuerin, und deckte das weiße Tuch wieder über die Taube: „ich erinnere mich wohl noch des kleinsten Umstands; aber ob ich es so von mir geben kann, daß der Herr mich auch versteht. —“

„Erzähle nur liebe Christel, ich will dir schon nachhelfen.“

Der Hauptmann saß am Fenster, die Bäuerin ihm gegenüber; der Mann stand neben ihnen, hörte seiner Frau zu, und nickte zuweilen mit dem Kopfe, als wollte er sagen: ja, das ist wahr. Die Strahlen der Abendsonne tanzten auf den Wellen des Rheins. Am jenseitigen Ufer lag ein Dorf. Die Bäuerin zeigte mit dem Finger dahin: dort, hub sie an, dort liegt mein Geburtsort. Mein Vater war ein wohlhabender Pächter, er ist vor ein paar Jahren gestorben; ich bin seine einzige Tochter. Als ich noch klein war, und Friz auch noch klein war —

„Friz?“

„Friz? wer ist Friz?“

Das ist eben mein Mann hier. Wie konnten uns von Jugend auf wohl leiden, und wenn bey uns drüben das Kirchweyhfest gefeyert wurde, so kam er mit seinen Eltern herüber, und ich hatte immer das beste Stück Kuchen für ihn aufgehoben. Und wenn hier im Dorfe Weinfeste war, so blieben wir auch nicht weg, und da steckte er mir immer die süßesten Beeren zu. Das währte so lange bis ich zum heiligen Abendmahl gieng, da entzweyten sich unsere Eltern über eine Lumperey. Mein Vater hatte immer einen großen Taubenschlag gehalten, und die Tauben zogen immer Schaarenweise über den Rhein und frassen Frizens Vater das Getrayde weg. Anfangs wurde ein paarmal freundlich drüber gesprochen, und als das nicht helfen wollte, wurde Frizens Vater hitzig, ein Wort gab das andere, sie wechselten allerley schädlige Reden, und als unsere Tauben einmal wieder hinüber geflogen waren, um zu schmausen, da griff Frizens Vater nach seiner Flinte,

A 5

und

und schoß in den dicksten Haufen hinein. Den andern und dritten Tag machte er es eben so; mein Vater und ich, wie sahen uns nach unsern Tauben um, aber die armen Läubgen kamen nicht wieder. Ich weinte sehr, denn ich hatte sie alle so lieb, und als ich vollends hinauf stieg in den Taubenschlag, und ein Nest mit zwey Jungen fand, die kaum Federn hatten, und nun ohne Mutter waren, da konnte ich mich gar nicht zufriednen geben. Ich trug das Nest herunter in meine Kammer, und wärmte es in Baumwolle, und fürterte die kleinen Dinger selbst; aber Eines davon krepirte mir doch. Das andere blieb leben, wurde munter und groß, und weil es das Einzige war, so hatte ich es schier eben so lieb, als die andern alle zusammen genommen.

Ich war recht herzlich bds auf Frigens Vater, aber nicht auf Frigen, denn ich dachte immer bey mir selbst: Frig ist gewiß nicht Schuld daran.

„Ich

„Ich war auch nicht Schuld daran“ unterbrach sie der Mann: „thut das nicht lieber Vater, sagte ich immer, Christel wird Herzeleid davon haben, und lieber wollte ich nimmermehr Weizenbrod essen, als der guten Christel das geringste Leid zufügen. Aber der Vater lachte und schoß.“

Ja er schoß, fuhr die Bäuerin fort, und mein Vater verklagte ihn beym Gerichtschöppen, daß ein langer Proceß daraus wurde; und das hat beyden so viel Geld gekostet, daß sie alle Tauben am ganzen Rheinstrom damit hätten kaufen können. Geld hin, Geld her, wenn sie nur nicht darüber in die bitterste Feindschaft gerathen wären. Am nächsten Kirchweyhefest durfte Frig nicht mehr herüberkommen, und als drüben Weinlese gehalten wurde, mußte ich zu Hause sitzen. Da merkte ich erst, daß Frig mir sehr lieb war, denn ich hätte nicht einen Kreuzer um die ganze Weinlese gegeben, wenn er nicht dabey gewesen wäre.

Denkst

Denkst du denn, sagte der Mann, daß mir deine Kirchweyhekuchen ans Herz gewachsen waren? O nein! der Tag an welchem ich meine Christel sah — Gott verzeih mir die Sünde! — war für mich immer ein Festtag. Ich ließ mir auch keine Mühe verdriessen, und wenn ich so viele Gulden hätte, als ich den Strom hinüber und herüber gerudert bin — weißt du noch Christel? wie einmal der schwere Eisgang war? und wie ich dich in drey Tagen nicht gesehen hatte? ich konnte es nicht länger aushalten, ich sprang in meinen Rahn, befahl mich dem lieben Gott, und fieng an frisch drauf los zu rudern. Christel stand von ungefähr gegenüber am Ufer, sie winkte mir abwärts, aber als ich sie sah, kam es mir immer vor, als ob sie mir hinwärts winkte. Mitten auf dem Rhein gerieth ich zwischen die Eischollen, wenn ich hier eine abwehrte, prallte dort wieder eine an. Mein Rahn knackte, und drehte sich wie ein Kreisel, ich konnte nicht vom Flecke. Christel stand am Ufer und schrie als ob sie am Spieße stäcke. Ihr

Water

Water kam und schleppte sie fort. Ich mußte von meinem Vorhaben ablassen. Mit Angst und Noth und zerbrochenen Rudern kam ich endlich wieder nach Hause. Aber ich ließ mich doch nicht abschrecken, den andern Tag war ich doch drüber, und es that mir in der Seele wohl, wie Christel mich schalt wegen meiner Berwegenheit, und wie ich doch wohl sehen konnte, daß es ihr nicht unlieb war.

Freylich, du böser Mensch, war es mir nicht unlieb, sagte die Frau; aber ich wollte doch lieber einen ganzen Monat von dir getrennt seyn, als noch Einmal eine solche Angst ausstehn. Damals war es eben, als mein Water entdeckte, daß ich dir gut war. Er schlug mich ins Gesicht, und drohte mir mit der Peitsche, wenn ich je wieder ein Auge auf dich werfen würde. Aber das wollte doch alles nicht helfen. Frisch kam die Woche ein paarmal herüber, und lauerte so lange, bis er mich zu sehen kriegte. Sonntags wußte ich gewiß, daß ich ihn in un-

serer

ferer Kirche sehen würde. Da stand er immer neben dem Taufbecken, und schielte herüber nach den Weiberstühlen, und wenn er den Hut vor das Gesicht hielt, um das Vater Unser zu beten, merkte ich wohl, daß ein Winkelgen vom Auge nach meiner Seite hin offen blieb.

Du Echelm! sagte der Mann, freylich kam ich nur in die Kirche um deinetwillen. Zu meinem Vater sprach ich immer: der Pfarver im Dorfe gegenüber predigt besser als unser Pfarrer, er redet besser an's Herz. Es waren aber deine schwarzen Augen, die mir so an's Herz redeten. Curzen Pfarrer konnte ich eigentlich gar nicht leiden, wegen seines Sohnes — du verstehst mich wohl —

Was sollte ich nicht? versetzte die Frau: der Sohn war ein junger Laffe, der mir überall nachgieng. Er hatte studirt und machte sogar Verse. Er verglich meine Augen immer mit allerley Sternen, und meinen Hals mit allerley Blumen und Thieren. Gebe er sich keine Mü-

he,

he, Musse, sagte ich zu ihm, aber er hörte doch nicht auf. Das mochte wohl daher kommen, weil mein Vater ein reicher Mann war, und weil der Seinige es gern gesehen hätte, daß aus uns ein Paar geworden wäre. Mein Vater war es auch wohl zufrieden, denn der alte Pfarver hatte es bey unserm Fürsten dahin gebracht, daß man ihm den Sohn zum Adjunctus setzte, und mein Vater hatte eine große Freude wenn er dachte, wie ich als Frau Pfarrerin, mit einem seidenen Kocke in dem vergitterten Kirchenstuhle sitzen würde. Aber die Seide machts nicht aus; wer nicht frohes Herzens ist, dem kommt Atlas vor wie Haartuch. Der Herr Adjunctus war ein feiner Mann, der stark gepudert gieng, und mich durch ein Glas besah; aber Frikens braunes Haar, und sein helles klares Auge waren mir doch lieber. Ich mußte viel leiden, um meiner Störrigkeit willen, wie sie es nannten. Mein Vater war sauer gegen mich, und mein Liebhaber süß; das Erste that mir weh, aber das Letzte war mir unausstehlich. Der alte

Pfar-

Pfarrer ermahnte mich, seinen Sohn zu heyrathen, gerade mit dem nemlichen strafenden Tone, den er im Beichtstuhle zu haben pflegte. Daher kam es wohl, daß, so oft ich an diese Heyrath dachte, mir immer zu Muthe war, als ob ich den andern Tag zur Beichte gehen sollte. Wenn ich meynte, der Abjunctus solle warten, bis ich ihn lieben würde; so sagten sie Alle, die Liebe komme im Ehestande hinderdrein; und doch kam es mir vor, wenn ich Frißen ansah, als wäre die Liebe schon lange lange vorausgegangen, und wartete nun am Altar auf den Ehestand. Kurz, ich entschlüpfte ihnen immer wie ein Rothkehlgen der Kaze, und mein Vater und der alte Pfarrer pflegten sich damit zu trösten, daß ich noch ein Kind sey, welches wohl zur Vernunft kommen würde. Ich dachte bey mir selber: tröstet euch nur, ich weiß besser, wo der Hund begraben liegt.

Indessen hatte mir Friß doch auch noch kein Sterbenswörtgen von Liebe gesagt, was man

nemlich

nemlich so mit dem Munde sagt; denn in seinen Augen stand es immer so groß geschrieben, als des Schulmeisters Neujahrwünsche. Wenn er mich recht scharf ansah, so wurde mir die Brust ganz beklommen, und ich mußte meine Blicke niederschlagen. Wenn er mich bey der Hand faßte, so flog mir eine Wärme durch den ganzen Leib, und sammelte sich endlich auf meinen Backen, die zuweilen so heiß wurden, als ein frisches Brod, das eben aus dem Ofen kommt.

Ich hatte nun mein einziges Täubgen groß gezogen, es fraß mir aus der Hand und aus dem Munde. Wenn ich spazieren gieng, staltete es um mich her, flog auch wohl manchmal recht weit weg; aber wenn ich es lockte, kam es gleich wieder, setzte sich auf meine Schulter, und schnäbelte mich. Ich meynte damals, ich könnte das gute Täubgen unmöglich mehr lieben, und ich habe es doch nachher noch weit lieber gewonnen.

3. Bd.

B

Eines

Eines Tages spazierte ich da drüben am Fusse des Berges, auf welchem vor vielen hundert Jahren ein altes Raubschloß gestanden hat, wovon Er noch die Ruinen sehen kann. Jetzt wohnen nur Gespenster und Eulen zwischen dem verfallenen Gemäuer, und in dem dicken runden Thurne nisten große Habichte. Als ich da so herum schlenderte, und an Fritzen dachte, vergaß ich meine Taube, die nach ihrer Gewohnheit vor mir hergestiegen war, und als ich mich nach ihr umsah, erblickte ich einen grimmigigen Habicht, der über ihr schwebte, und in dem nemlichen Augenblicke auf sie herabstieß. Ich schrie überlaut, zitterte, und stand wie eingewurzelt auf meinem Plage. Mein armes Täubgen war mit sammt dem Habicht hinter einem Hügel verschwunden. Ich fieng erbärmlich an zu weinen, und hieß meinen kleinen Liebling für verlohren. Bitter böse schalt ich auf Fritzen, daß er Schuld daran sey, weil ich so viel an ihn gedacht, und darüber die Taube vergessen hatte. Plötzlich erschien Fritz, der gute Fritz! auf der Spitze des Hügels

Hügels, hatte mein Täubgen in der Hand, und zeigte mir schon von ferne, daß es noch lebte und flatterte.

Ich verkroch mich immer oben in dem alten Gemäuer, sagte der Mann, weil man von da aus das ganze Dorf am Fusse des Berges übersehen, und meiner Christel bis vor die Hausthür sehen konnte. Als ich sie spazieren gehen sah, fieng ich an Herunter zu klettern, und gerade als ich dort an den zweyten Abhang kam, schoß der Habicht mit der Taube zu meinen Füßen nieder. Der Dieb erschrock nicht wenig als er mich sah, ließ die Beute fahren, und schwang sich wieder in die Luft. Dem guten Täubgen war kein Leid geschehen, es war nur erschrocken verblüfft. Ich nahm es auf, und weil ich Christeln so jämmerlich schreyen hörte, so sprang ich geschwind auf den Hügel, und schüttelte das Täubgen an den Füßen, daß es flattern mußte.

Ich klatschte vor Freuden in die Hände, fuhr die Bäuerin fort, und als Fritz herabkam, fiel

fiel ich ihm um den Hals. Er küßte mich zum Erstenmale; er küßte mich aber gleich so oft, daß wir die Taube wieder vergaßen. Zum Glück war sie scheu geworden, und wich nicht von meiner Seite. Wir setzten uns ins Gras, und waren wohl ein paar Stunden heysammen. Da sprachen wir zum Erstenmale vom Heyrathen, und wie wir unsere kleine Wirthschaft einrichten wollten. Es wurde Abend, ehe wir es uns versahen. Frits war traurig, daß er von mir scheiden mußte, und bat mich, ihm wenigstens die Taube mit zu geben, damit er doch Etwas hätte, das mir angehörte. Ich mußte ihn wohl schon sehr lieb haben, weil ich ihm mein Täubgen mitgab. Aber ich band es ihm auf die Seele, und er lächelte drüber, und meynte, die Taube wäre ihm jetzt lieber als sein Leben.

So war es auch, sagte der Mann; ich trug sie in meinem Busen als ich hinüber ruderte, sie fraß von meinem Brodte und schlief in meinem Bette.

Aber

Aber nicht wahr, versetzte die Frau, sobald du das Fenster aufmachtest, flog sie doch weg, und kam wieder zu mir?

Ey nun ja, erwiederte der Mann, das konnte ich ihr nicht verdenken, ich hätte es auch so gemacht. Wenn ich dann zu meiner Christel kam, nahm ich sie doch wieder mit, und als ich merkte, daß sie von mir immer straks zu ihr flog, band ich ihr eines Tages ein rothes Bändgen um den Hals, und hieng ein Briefgen daran.

Das war eine große Freude, sagte die Bäuerin; ich herzte und küßte das liebe kleine Thier, ich hätte es nicht für eine ganze Heerde Schaase weggegeben. Nach und nach wurde es ordentlich eine Verabredung zwischen uns, daß Frits immer die Taube mitnahm, und sie mir den andern Tag zu einer gewissen Stunde wieder schickte. Sie kam dann an mein Kammerfenster, pickte mit dem Schnabel an die Scheiben, ich machte auf, nahm ihr das Briefgen ab, und streute ihr Waizenkörner zum Dotenlohn.

B 3

Eines

Eines Tages besuchte uns der Adjunctus. Es war schönes Wetter, wir saßen vor der Hausthür, er schwatzte allerley verliebtes Zeug, und wegen der schwülen Sommerluft fieng ich an zu schlummern. Als ich aber die Uhr auf dem Kirchenturme brummen hörte, — es war gerade die Stunde wo meine Taube kommen sollte — da wurde ich ganz munter, und wollte flugs auf meine Kammer gehn; aber der Adjunctus ließ mich nicht weg, ich saß wie auf Nadeln. Er gab mir eben zu verstehen, daß er wohl gemerkt hätte, wie ein junger Bauerkerl aus dem Dorfe gegenüber mir nachschleiche, und daß ich auch immer in der Kirche nach ihm schielte. Ich sollte mich schämen, sagte er — da wurde ich böse, und trumpfte ihn wacker ab, und wollte fort. Er trat mir in den Weg. Siehe, da kam gerade mein Täubgen geflogen, hatte wohl schon lange an meinem Fenster gepickt, und als es mich da nicht fand, mochte es meine Stimme gehört haben, (denn es kannte meine Stimme gar zu gut) es flatterte herunter und

und setzte sich auf meine Schulter. Ich erschreck und riß ihm hastig das Bricsgen mit dem rothen Bande vom Halse, und husch war ich damit in die Tasche. Aber der Adjunctus hatte es doch gesehen. Was war das? fragte er neugierig. Es war nichts, sagte ich, aber freylich strasten mich meine rothen Backen Lügen. Er wurde nachdenkend, und sah mich scharf an, und je mehr er mich ansah, je röther wurden meine Backen. Ich verstehe, hub er endlich an. — Was versteht er? — mein gutes Kind, sie ist gewisiger als ich glaubte, aber man wird dem Dinge auf die Spur kommen. — Mit diesen Worten gleng er seiner Wege, und warf mir noch einen Blick zu, wie der Schulmeister, wenn er einen Jungen antrifft, der hinter der Schule weggelaufen ist. Ich dachte, laß den Narren glauben was er will, was kümmerts mich. Aber der boshafte Mensch sann auf einen hämischen Streich.

Einige Tage nachher hatte Fritz wieder unsern geflügelten Boten abgefertigt, und weil

damals mein Vater eben sehr arg tobte, und mir mit seinem Fluche drohte, wenn ich nicht von Frixen ablassen wollte; so war der arme Schelm ganz mißmuthig geworden. Er schrieb mir — was schreibst du mir doch?

Ich schrieb dir, sagte der Mann, daß ich mich in den Rhein stürzen wollte, und klagte über deinen Vater, und fluchte über den Adjunctus; Es war ein Brief so lang als die Vita ney, und klang auch ungefähr so.

Erst lange nachher, fuhr die Bäuerin fort, bekam ich ihn zu lesen; denn an dem Tage, an welchem Frix ihn schrieb, wartete ich vergebens auf meine liebe Taube. Um fünf Uhr sollte sie kommen, es schlug halb sechs und sie kam noch nicht. Mein Kammerfenster stand weit offen, die Waizenkörner waren gestreut, und mein Herz schlug ihr entgegen; aber sie kam nicht. Das machte mir traurige Gedanken. Frix hatte mich noch nie warten lassen, warum denn heute zum Erstenmale? ist meinem Täubgen  
ein

ein Unglück begegnet? das wäre schlimm. Oder ist Frix krank geworden? das wäre noch schlimmer. Es fiel mir ein daß ich den Adjunctus mit der Flinte hatte durch das Dorf schleichen sehn. Sollte der abscheuliche Mensch — dachte ich bey mir selbst — aber Nein, das wäre gar zu arg, er predigt ja das Wort Gottes, und wird nicht so grausam niederträchtig handeln. Zwar hatte ich um die Zeit wohl auch einen Schuß fallen hören; aber ich wußte, daß unsere Fürstin gerade an dem Tage auf der Jagd war, und daß sie dann immer auch in unsere Gegend zu streifen pflegte. Wer weiß was sie geschossen haben, dachte ich; wer weiß was Frixen sonst in die Quere gekommen ist; morgen wird mein Täubgen wohl an's Fenster picken; wo nicht so muß ich Geduld haben bis übermorgen, dann kommt Frix selbst. So sprach ich mir Trost zu, aber recht wollte es doch nicht gelingen. Der Vater wunderte sich, als ich Abends bey Tische den Speck-Pfaankuchen nicht anrührte, den ich sonst so gern esse; und ich selbst wunderte

mich noch mehr, als der Wächter im Dorfe die Mitternachtsstunde abrief, daß ich noch immer nicht eingeschlafen war.

Am andern Tage, so gegen die Mittagsstunde, als eben das Vieh hereingetrieben wurde, stehe ich vor unserer Thür, und schwache mit Nachbars Gretgen. Sieh doch, Christel, ruft sie plötzlich, die schöne Kutsche die da zum Dorfe herein fährt. Ich wende meine Augen dahin, und sehe wirklich eine grüne Schäse, so glatt polirt daß man sich darinn spiegeln konnte, und vier Schimmel davor, und ein Kutscher der von Silber starzte, und ein Lakay, der nichts schlechter war als der Kutscher. Klitsch! Klatsch! fuhren sie durch das Dorf, alle Leute kamen heraus vor die Thür und gafften. Wir blieben stehen, Gretgen und ich, um zu wissen wer in der schönen Kutsche saße? aber als sie näher kam, sahen wir daß Niemand darinn saß.

Schon in der Ferne hatte der Kutscher ein paarmal stille gehalten, und bald links bald  
rechts

rechts nach Etwas gefragt, und dann hatten die Leute mit den Fingern immer weiter vorwärts gezeigt. Wornach mag er doch fragen? brumme ich vor mich hin, und kaum hatte ich das Wort herausgebrummt, als der Wagen vor unserer Thür hielt, und der Kutscher mir zurief: sage sie mit doch Jungfer, wo wohnt der Pachter Bergfeld? — Der Pachter Bergfeld ist mein Vater, was soll er? —

Als der Lakay meine Antwort hörte, sprang er flugs herunter, kam herein zu meinem Vater, und vermeldete ihm einen Gruß von unserer Fürstin, mit dem Bedeuten, daß er ihr seine Tochter, Christel mit Mahmen, schicken solle. Ich erschrock nicht wenig, und mein Vater machte große Augen. Kennt unsere Fürstin dich? fragte er. Das ich nicht wußte, antwortete ich. Wir konnten nicht klug daraus werden, und der Lakay wußte uns auch weiter nichts zu berichten. Nun in Gottes Mahmen! sagte mein Vater endlich, nachdem er wohl ein Duzendmal hm! hm!

vor sich hin gebrummt hatte: unsere Durchlauchtigste Fürstin ist eine fromme liebevolle Dame, bey ihr bist du gewiß nicht schlecht aufgehoben. Fahr hin und laß mich bald Nachricht von dir hören. — Mir war es gar nicht recht. Ich fragte den Bedienten: ob ich auf den Abend zurück kommen würde? er wußte es nicht. Du lieber Himmel! dachte ich, das kann dauern bis Morgen, und dann kommt Friß und findet mich nicht, er wird unruhig werden, und ich erfahre auch nicht wo meine Taube geblieben ist? Was war zu thun? ich nahm mir vor, im Nothfall der Fürstin zu sagen, daß Friß auf mich warte.

Geschwind lief ich an den Brunnen und wusch mich fein sauber, dann sprang ich auf meine Kammer, zog ein rothes Nieder mit silbernen Hefeln, und fünf neue Röcke an. Ehe ich noch recht wußte wie mir geschah, saß ich schon im Wagen, und klatsch! klatsch! gieng es zum Dorfe hinaus. Die Leute sperreten die Mäuler weit auf: Bergfelds Christel! flüsterte man hier; Berg-

Bergfelds Christel! zischelte man dort; wo mag sie hinfahren? Es war wahr wunderbarlich zu Muth. Ich kannte jeden Baum und jeden Strauch in der ganzen Gegend, aber aus dem Wagen kam mir Alles ganz anders vor. Ich schämte mich, daß der Lakay hinter mir stand, ich nöthigte ihn herein in den Wagen, aber er lachte und wollte nicht kommen.

Als wir etwa eine halbe Stunde gefahren waren, machte mich das sanfte Schaukeln ganz schläfrig. Ich fieng an zu nicken, und fuhr mir Schrecken in die Höhe, als der Wagen plötzlich still hielt. Da standen wir vor einem prächtigen Schlosse, an einer großen Treppe, und zwey schnurrbärtige Grenadiers spazierten auf und nieder. Eine Menge Bedienten liefen hin und her, und Köche mit weißen Schürzen. Ich mußte aussteigen, und die große Treppe hinaufgehn, da schallte es, wenn ich gieng, wie in der Kirche. Man führte mich in ein Zimmer, das war voller Menschen, auch vornehme Damen

men darunter, die bald dieß bald jenes hin und her trugen. Es roch in dem Zimmer so süß wie Gewürznelken, und an der Decke waren Engelgen gemahlt, und eine schöne große Frau mit Hundem, die trug das erste Viertel auf dem Kopfe.

Nachdem ich das Alles eine Zeitlang angestarrt hatte, wurde ich herein gerufen zu der Fürstin. Ich wollte einen tiefen Knir machen, und fiel der Länge lang auf den Boden, denn der Boden war so glatt wie ein Spiegel. Die Fürstin lächelte wohl, aber sie lachte mich doch nicht aus, denn sie ist eine herzensgute Frau. Die sollte Er kennen, lieber Herr, und die ganze Welt sollte sie kennen. Wenn die gottlosen Franzosen solche Fürstinnen hätten, was gilt, sie würden sie auf den Händen tragen.

Wie heißest du, liebes Kind? hub sie an. — Ich heiße Christel Bergfeld. — Wie alt bist du? — siebenzehn Jahr. — Ich habe viel gutes von dir gehört, und will für dein Glück

forgen. — Ich machte einen Knir. — Mögest du wohl heyrathen? — o ja. — Das freut mich, ich werde dir einen braven Mann aussuchen. — Ach gnädigste Fürstin! das wäre zu viele Gnade, ich will schon sehn, daß ich mir selbst Einen ausuche. — Sie lächelte. — Hast du vielleicht schon eine Wahl getroffen? — Ich stockte und wurde blutroth. Das macht, ich dachte an Frisken. Aber ich schwieg mäusen stille, denn es wollte sich doch nicht schicken, daß ich Frisken vor einer Durchlauchtigen Fürstin so geradezu nannte. Nun sprach sie ein langes und ein breites von einem Tafeldecker den sie mir zum Manne geben wollte. Da sollte ich in der Stadt wohnen, und in seidenen Kleidern gehn, und was weiß ich Alles. Mich überfiel eine Bangigkeit, ich konnte nicht reden, und konnte auch die Thränen nicht verschlucken.

Was fehlt dir gutes Kind? sagte die Fürstin, mit einer sanften süßen Stimme, daß mir das Herz ganz weich davon wurde. Gewiß hast du

du schon was Liebes? Gesteh es mir nur gerade heraus. —

Als sie mir das Messer so an die Kehle setzte, da plakte ich endlich los, und nun gieng es wie ein Strom aus meinem Munde. Nicht das kleinste behielt ich auf dem Herzen, Frits war immer mein drittes Wort, und daß ichs kurz mache, ich sagte ihr geradezu, daß ich mit meinem guten Willen nie eines andern Weib seyn würde. Mir war bange, sie mögte es übel nehmen, aber sie blieb freundlich wie zuvor. Bedenke nur, sagte sie, wenn du den Tafeldecker heyrathest, so brauchst du dich um Nichts zu bekümmern; du hast eine Köchin, und kannst die Hände in den Schoos legen. Wirst du aber Fritzens Weib, so mußt du selber in die Küche treten, die Suppe ans Feuer setzen, und das Geschirr aufwaschen. — O das thu ich recht gern! mit Fritzen wird hernach die Suppe desto besser schmecken. — Meynst du? Aber verstehst du denn auch was zu einer ordentlichen

Haus-

Hausfrau gehört? kannst du kochen und backen, nähen und waschen? — o ja. — Du bist sehr feck mit deinem o ja, und ich wette doch, wenn ich dich auf die Probe stelle, du verstehst nicht einmal ein Huhn, oder eine Taube zu schlachten. — Hm! antwortete ich ein wenig spöttisch, das wäre arg. Einem Huhn den Hals abzuschneiden, oder einer Taube das Messer zwischen den Schnabel zu setzen, und ihr ritisch! den halben Kopf weg — zu säbeln, das wäre auch wohl eine große Kunst. — Das mögte ich doch Einmal sehen, sagte die Fürstin, und wandte sich zu einem hübschen blutjungen Herrn, der hinter ihr stand, und der ein silbernes Aehselband trug. Sie befahl ihm, er sollte in die Küche gehn und eine Taube und ein Messer für mich hohlen. Der junge Herr lachte in sich hinein wie ein Schalk und lief fort. Vergiß nicht, liebes Kind, warnte mich die Fürstin, daß, wenn du nur geprahlt hast, und die Taube nicht zu schlachten verstehst, du statt Fritzen den Tafeldecker heyrathen mußt. — Das kam

3. Bd.

C

mir

mir lächerlich vor; ich versprach den Tafeldecker auf der Stelle zu heyrathen, wenn ich die Taube nicht auf Einen Schnitt ums Leben brächte; und ich bedauerte nur den schönen glatten Fußboden, weil das Blut darauf tröpfeln würde.

Das hat nichts zu bedeuten, sagte die Fürstin lächelnd, und eben trat der junge Herr mit der Taube herein. Aber wie erschrock ich! es war meine Taube. Ich erkannte sie auf den ersten Blick. Zum Ueberfluß hing ihr noch ein Zettelgen am Halse, worauf geschrieben stand: schlacht mich nicht, ich bin Frikens Taube. Ich blieb mit offenem Mause stehn, sah bald die Fürstin und bald den jungen Herrn an, und wußte nicht was ich davon denken sollte. Der junge Herr, merkte ich wohl, hatte Lust zu lachen, aber die Fürstin war ganz ernsthaft. Nun? sagte sie, laß deine Geschicklichkeit sehen. — Ich diese Taube schlachten! rief ich, und die Thränen schossen mir in die Augen; lieber wollte ich mir selber den kleinen Finger abschneiden.

Ich

Ich liebte das arme Täubgen, und wurde von ihm geliebt; aber nun sah ich erst, daß ihm ein Flügel gelähmt war. Das machte mich ganz wild, ich vergaß wo und bey wem ich war, ich schalt auf die unbarmherzigen Menschen, und nahm kein Blatt vor den Mund. — Wozu das Geschwätz? hub die Fürstin endlich an: kannst du die Taube schlachten oder nicht? — Hundert Tauben will ich schlachten, nur diese nicht. — So wirst du dir gefallen lassen den Tafeldecker zu heyrathen.

Ich sah die Fürstin wehmüthig an, als wollte ich sagen: das ist ihr Ernst nicht. Aber sie machte mir ein strenges Gesicht, und befahl mir, bey ihren Kammerfrauen zu bleiben, bis sie mich wieder rufen lassen würde. Ich mußte dem jungen Herrn folgen, mein armes Täubgen blieb bey der Fürstin zurück. Unterwegens erzählte mir mein Führer, die Fürstin sey Tages zuvor auf der Jagd gewesen, und als sie gegen Abend am Rhein herunter geritten, sey

C 2

plög.

pföcklich in der Nähe ein Schuß gefallen, man habe sich umgesehn, da sey eine Taube mitten zwischen dem Gefolge niedergestürzt, und weil sie ein rothes Bändgen mit einem Briefgen um den Hals getragen, so habe man sie der Fürstin gebracht, die das Briefgen gelesen, und befohlen, die Taube mitzunehmen. Gleich darauf habe sich der Schütze sehen lassen, der einen blauen Rock mit schwarzen Knopflöchern, und eine runde Locke getragen; er sey hastig aus dem Busche getreten, und habe allem Ansehn nach große Lust gehabt, die Taube vor sich zu behalten; aber aus Respect vor der Fürstin, sey er mit dem Hut in der Hand von ferne stehen geblieben.

Das ist der gottlose Abjunctus! rief ich, und weinte. Der junge Herr brachte mich zu den Kammerfrauen, die gar schöne freundliche Damen waren, und mir Confect und Caffee vorsetzten, aber ich konnte weder essen noch trinken. Zwar sagten sie mir auch, daß man meiner ar-

men

men Taube den gelähmten Flügel mit Balsam bestreichen, und daß sie nicht sterben würde; aber mir war eng und weh ums Herz, ich quälte mich mit traurigen Gedanken, wie es werden würde, wenn ich den Tafelbecker heyrathen müßte; und was Friß dazu sagen würde? Als der Abend hereinbrach, wollte ich nach Hause, man ließ mich nicht fort. Die Menschen begehneten mir wohl Alle recht freundlich; aber sie ließen mich doch nicht fort. Ich wurde in ein schönes weiches Bett gelegt, und konnte gar nicht schlafen. Während die Andern um mich her schnarchten, betete ich recht innbrünstig, und — Gott verzeih mir die Sünde! — ich stieß auch manche Verwünschung gegen den Abjunctus aus. Mit Sonnen Aufgang war ich aus dem Bette, saß am Fenster und weinte. Die schönen Damen lachten mich aus, und sprachen mir Muth ein, aber wo sollte ich Muth hernehmen ohne Frißen! — Das dauerte so den lieben langen Tag, und noch zwey andere Tage. Ich wollte verzweifeln vor Unmuth und

Langerweile, bis endlich der junge Herr wieder kam, und mich zu der Fürstin betief. Aber Fritz, nun ist die Reihe an dir, erzähle wie es dir unterdessen ergieng.

Wunderlich genug, sagte der Mann; ich stieg froh und wohlgenuth aus dem Bette, und ließ mir gar nicht träumen, was für seltsame Dinge unterdessen vorgefallen waren. Ich schickte mich eben an das Wasser aus meinem Kabin zu schöpfen, weil ich hinüber wollte zu Christeln, da kam ein fürstlicher Stallknecht geritten, fragte, wie ich hiesse? und als ich ihm antwortete: Fritz Heinemann; befahl er mir auf der Stelle mit ihm nach der Stadt zu kommen, weil die Fürstin mich sprechen wolle. Anfangs hielt ichs für Spaß, und meynete er solle mich ungeneckt lassen; aber er fluchte wie ein Pandur, und ließ mir kaum so viel Zeit meine Sonntagsjacke anzuziehen. Gar zu gern hätte ich es wenigstens bis auf den andern Tag verschoben, weil ich dachte, Christel wird auf mich war-

warten, und es ist doch besser daß die Fürstin wartet als Christel; überdieß hatte ich meiner Christel viel, sehr viel zu sagen, und der Fürstin nicht ein Sterbenswörtgen; das half Alles nichts, ich mußte über Hals und Kopf mit fort trollen. Als wir auf das Schloß kamen, wurde ich in einen schönen großen Garten geführt, da saß die Fürstin auf einem hölzernen grün bemalten Stuhle, und vor ihr hin lief eine lange lange Allee, und am Ende der Allee stand ein rundes Gartenhäusgen, sie nannten es einen Tempel. Es ist mir noch immer als ob ich Alles das vor mir sähe. Um die Fürstin herum waren viele schöne Herren und Damen. Ich machte einen großen Krachfuß, und hielt meinen Hut vor den Bauch.

Wie heißest du? steng die Fürstin an. — Durchlauchtigste Ihre Durchlaucht, antwortete ich, ich heiße Fritz Heinemann. — Das ist mir lieb, sagte sie, du bist ein braver Bursch, fromm und fleißig, ich will dir auch eine gute Frau geben.

ben. — Ach! mit der Frau hats gute Wege, die will ich mir schon selber suchen. — So? aber ich habe dir des Tafeldeckers Tochter zuge-  
dacht. Sie ist hübsch und hat Geld. — Je du lieber Gott! ich weiß wohl Eine, die auch hübsch ist, und auch Geld hat, und für die ich durchs Feuer ließe. — Laß doch hören, wer wäre denn die? — Christel Bergfeld mit Res-  
spect zu sagen, Durchlauchtigste Ihro Durch-  
laucht, und in meinem Leben kann ich kein an-  
deres Mädgen heyrather; das wäre eben so, als ob der Mayn nicht mehr in den Rhein fließen sollte. — Wahrhaftig? aber will sie dich denn auch? — o ja sie will wohl, wenn nur der Vater wollte. — Du mußt sie zu verdienen su-  
chen. — Hat sich was zu verdienen. Ich habe Christeln lieb, und Christel meynt das sey Ver-  
dienst genug. — Ja für Christeln aber nicht für den Vater. Wie wäre es, wenn du mich zur Freywerberin machtest? — Ich scharre ein-  
nen Kraßfuß. — Aber umsonst thue ich es nicht; du mußt mir versprechen, mir wenigstens  
drey

drey Jahre als Soldat zu dienen. — Ey war-  
um das nicht! Christel ist nicht älter als sieben-  
zehn Jahr, und ich nicht älter als zwey und  
zwanzig. Hat doch der Erzvater Jacob vier-  
zehn Jahr um die schöne Rachel die Schaafe hü-  
ten müssen, und Rachel war gewiß nicht so hübsch  
als Christel. — Sie lachten Alle wie die Nar-  
ren, als ich das so treuherzig heraus sagte.

Gut, Fritz Heinemann, fuhr die Fürstin  
fort, du wirst Soldat werden, aber kannst du  
auch schießen? — Warum nicht? es ist wohl  
eine große Kunst, eine Flinte abzudrucken. —  
Das Schießen allein macht es nicht aus, man  
muß auch treffen. — Je nun, wenn das Ding  
das ich treffen soll, mir nahe genug ist —  
Was meynst du, kannst du wohl versprechen, in  
einer Entfernung von zwanzig Schritt eine Lau-  
be tod zu schießen? — o ja. — Wohlan, das  
wollen wir bald sehn, aber trifft du die Taube  
nicht, so wird auch Christel nicht dein Weib. —  
Nur her mit der Taube. —

Die Fürstin winkte, flugs liefen ein paar Bedienten fort, kamen um eine kleine Weile wieder, der Eine gab mir eine schöne blanke Flinte in die Hand, und der Andere band zwanzig Schritte von mir eine Taube an einen Strauch. Ich warf meinen Hut weg, und schlug die Flinte an. Als ich aber recht nach der Taube blinzelte, mein Seel, da kam es mir vor, als wäre es unsere Taube. Wie der Blitz lief ich hin, sie war es. Um ihren Hals hieng ein Zettelgen mit den Worten: schieß mich nicht, ich bin Christels Taube. — Je du lieber Gott! schrie ich: wo kommst du her armes Täubgen? — Das kann dir gleich viel gelten, sagte die Fürstin, schieß nur. — Ich dieß Taube schießen? lieber wollte ich ein Auge aus dem Kopfe verlieren. — Hast du nicht versprochen? — Ja wenn es nur sonst eine berühmte Taube wäre, die, zum Exempel, aus Noahs Kasten, oder die des türkischen Lügenpropheten; aber Christels Taube! Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht soll wissen, daß mein Vater und

Christi

Christels Vater einen langen Prozeß über die verwünschten Tauben miteinander geführt haben, und sind einander grimmig Feind worden, weil mein Vater ein halbes Hundert auf Einmal tod schoß. Soll ich nun mit Christeln auch einen Prozeß führen? und auch grimmig Feind werden? Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, das geht nimmermehr an, denn wir lieben einander wie die Tauben, und diese hier hat ehrlich und redlich unsere Strüpfgen getragen; der Gott sey bey uns mag wissen, wie sie in die Gefangenschaft gerathen, und wollte ich gern einen feisten Hammel drum geben, wenn ich sie wieder mitnehmen dürfte. — Das sagte ich, und noch Allerley was mir in den Mund kam. Ich gab die süßesten Worte, aber alles vergebens. Die Fürstin wurde zornig und ließ mich auf die Hauptwache führen. Da saß ich drey Tage und machte Kalender. Zwar ließen sie mir nichts abgehen, und der Offizier gab mir zu essen von seinem eigenen Fische; aber ich wurde doch in den drey Tagen so mager wie ein

Hering,

Hering, weil ich immer dachte: du lieber Gott! was soll daraus werden? und was wird Christel denken? — Endlich hieß es: Marsch! die Fürstin will noch Einmal mit dir reden. — Ich wurde wieder in den Garten geführt — aber Christel, nun ist es an dir, du erzählst besser als ich.

Der junge Herr, sagte die Bäuerin, der mich abholte, brachte mich geradesweges auf den Platz im Garten, den Fritz beschrieben hat. Da saß die Fürstin mit ihrem ganzen Hofstaat. Aber ich mußte seitwärts stehen bleiben, und sie redete nicht ein Wort mit mir. Es währte nicht lange, so kam auch Fritz von der andern Seite. Als Er mich sah, und als ich ihn sah, schrieen wir beide laut auf, und wären einander aern in die Arme gestoan, wenn der Respect es zugelassen hätte. Die Herren und Damen vom Hofe hielten Schnupftücher und Fächer vor die Gesichter, ich merkte wohl daß sie lachten; aber die Fürstin blieb ganz ernsthaft, und sah fast ungnä-

ungnädig aus. Ein Lakay brachte ihr unsere Taube, sie nahm sie auf den Schoos, rief mich näher, und fragte: ob ich noch nicht entschlossen sey, die Taube zu schlachten? — Ich kann wahrhaftig nicht, sagte ich mit Thränen; meine Hand würde zittern, und mein Herz würde brechen. — Nun, versetzte die Fürstin, so stelle ich dir hier den Tafeldecker als deinen Bräutigam vor. Sie zeigte auf einen kleinen bucklichten Menschen der neben mir stand, und mir einen freundlichen tiefen Blickling machte. —

Lieber Herr, sagte ich zu ihm, heyrathe er mich ja nicht. Es aeht nicht gut, denn ich liebe Fritz, und ich sage es ihm vorher daß es übel ablaufen wird.

Es giebt noch Ein Mittel, sagte die Fürstin, und wandte sich zu Fritz, der widerdesen ein großes Stück aus seinem Hute gekniffen hatte; wenn dieser junge Mensch sein Versprechen hält, mir drey Jahre als Soldat zu dienen, und zur Probe, daß er mit Schleggewehr umzugehen

zuwehen versteht, auf der Stelle diese Taube tod schießt. — Das wird er nicht thun, rief ich hastig, das wird er gewiß nicht thun! — Nach seinem Gefallen, verlehnte die Fürstin; wenn er es nicht thut, so steht seine Braut auch schon neben ihm. — Friß erschrock und sah sich um; ein großes häßliches Mensch mit einer Haube auf dem Kopfe, schielte ihn mit frechen Blicken an. — Nun Friß, was meynst du? fuhr die Fürstin fort: willst du diese oder jene? — Hat sich was zu fragen, Durchlauchtigste Ihre Durchlaucht, ich will meine Christel haben. — So greif nach der Flinte. — Friß glurte verstohlen nach mir hin, und wußte nicht was er thun sollte. Wie war es doch Friß? was sprachst du zu mir?

Der Bauer nahm das Wort: Je nun, ich meynete, eine Taube wäre doch immer nur eine Taube; es käme auf Einen herzhaften Druck mit dem Finger an, so wäre es geschehen; Christel sollte lieber nicht hinkucken; es wäre doch besser

daß

daß wir uns heyratheten, als daß die Taube leben bliebe, die nicht einmal ein Männchen habe. — So? sagte Christel, und du könntest unser armes Täubgen würklich tod schießen? — Ich meynete, wenn ich nur erst ein paar Gläser Brantwein im Leibe hätte, so wollte ich mir wohl ein Herz fassen. — Aber da erinnerte mich Christel an die vielen Briefgen, welche die Taube ihr zugetragen, und wie ich sie aus den Klauen des Habichts errettet; und wie Christel mir den ersten Kuß dafür gab, der mir noch wie Feuer auf den Lippen brannte. Kurz, sie machte mich so weichherzig, daß mir das Schluchzen ankam, und ich sagte: Durchlauchtigste Ihre Durchlaucht, thun Sie mit mir was Sie wollen; aber dem armen Täubgen thue ich ein für allemal nichts zu Leide. — Da machte die Fürstin ein böses Gesicht. Wohlan, sagte sie, ihr habt euer Unglück euch selbst bezzumessen.

Mit diesen Worten setzte sie die Taube auf die Erde, welche stracks die Allee hinab zu laufen begann,



uns nahmen, war die Taube; die haben wir mit Sorgfalt und Liebe gefüttert bis auf den heutigen Tag, wo sie endlich vor Alter gestorben ist.

Hier endigten die guten Leute ihre Erzählung, die nach manchem Kriegsgeröse und Schlachtgetümmel, dem Hauptmann von A\*\* eine sanfte Erquickung gewähret hatte. Er schief die Nacht ruhig und süß auf seinem Feldbette. Der folgende Tag war gerade ein Masttag, und er freute sich noch länger unter diesen Kindern der Natur und Unschuld verweilen zu können. Wirth und Wirthin waren schon ganz vertraut mit ihm geworden. Gegen Abend näherte sich ihm die Bäuerin ein wenig schüchtern, erzählte ihm, Keiß habe für die Taube im Garten unter einem Rosenstrauche ein Grab gemacht, und weil sie ihrem Liebling doch gern eine letzte Ehre erzeigen wollten, so wären sie auf den Einfall gerathen, ihn zu bitten, durch seine Trommelschläger und Pfeifer bey der Beerdigung ein wenig

wenig Music machen zu lassen; sie wollten nachher die Leute aus Dankbarkeit gut bewirtheten. Der Hauptmann willigte gern darein, und so wurde das gute Täubchen mit lautem Schluchzen und gedämpften Trommeln zur Erde bestattet.

## Die klagenden Ehemänner, ein rührendes Drama.

### Spielende Personen.

Der Powatan, Oberregent von Virginien.  
Der Fürst der Chikaminer, sein Schwiegervater. Die weise Quarlasamma, Präsident des Staatsraths.  
Ehasgh Ehami Medun, vormaliaer marokkanischer Ambassadeur am Dänischen Hofe.  
Ein Siameser.  
Ein Peruaner.

Ein Lappländer.  
 Ein Südsee Insulaner.  
 Ein Karaibe.  
 Ein Grönländer.  
 Ein Irokeser. Ein Russe. Ein Ostindianer.  
 Ein Neger. Ein Jude.  
 Ein Einwohner der Insel Formosa.  
 Ein Tagelöhner von Worcester.  
 Mehrere Europäer aus allerley Ständen.  
 Sämmtliche spielende Personen erscheinen mit ihren Weibern.

Der Schauplatz ist in Virginien.

### Erste Scene.

Der Pallast des Powatan. Man führt den Fürsten der Chikahaminer herein.

Der Fürst (zu seinem Gefolge)

Man melde meine Ankunft sogleich meinem Schwiegersohne.

(Einer aus dem Gefolge entfernt sich.)

Der Fürst (geht unruhig auf und nieder, bis endlich der Powatan hereintritt, dem er mit raschen

raschen Schritten entgegen eilt.) Ha! mein Sohn! was muß ich hören!

Der Powatan. Willkommen Schwiegervater! sprich, was hast Du hören müssen?

Der Fürst. Du willst meine Tochter, die reizende Muxra verstoßen?

Der Powatan. Wir können es mit der reizenden Muxra nicht länger aushalten.

Der Fürst. Warum nicht? war sie nicht das schönste Mädgen ihrer Nation? hat sie nicht die lieblichsten kleinen Augen, eine platte Nase und einen weiten Mund?

Der Powatan. Alles wahr, die Reize ihres Körpers hatten uns bezaubert, aber wir verlangen, daß unsere Gemahlin nicht allein schön, sondern auch tugendreich sey. Der Kummer naht an unserm Herzen, wie ein Pfahlwurm im Holze. Wir müssen sterben, so wenig Lust wir auch dazu haben, wenn wir dieses verhaßte Band nicht bald entzwey schneiden.

Ach Vater! so weit die Sonne scheint — und vermuthlich scheint sie überall — findest Du keinen unglücklicheren Ehemann als uns.

Der Fürst. Erkläre Dich deutlicher, was vermissst Du an der schönen Murra?

Der Powatan. Gleich in den ersten Tagen unserer Verbindung, mußten wir mit Schrecken wahrnehmen, daß sie nicht einmuthig zu halbiren versteht. Du weißt wie nothwendig die Kunst den Bart abzunehmen, einer treuen Hausfrau ist; aber ach! dieser Bart, zu dessen hülfreicher Freundin Natur und Sitte sie bestimmte, ist von unserer Ersten Gemahlin verlassen! — O! — (Er weint.)

Der Fürst. Ich fühle und theile Deinen gerechten Schmerz. Leider ist es unverzeihlich, daß die schöne Murra nicht halbiren kann; aber Du hast ja der bartscheerenden Weiber mehrere, und wenn meine Tochter durch andere Tugenden diesen Mangel ersetzt —

Der Powatan. Ja wenn! — aber wenn wir Dir nun sagen, daß die Ungeschicklichkeit im Halbiren eine unserer geringsten Klagen ist? — Wie mögen Dein zärtliches Vaterohr nicht lange quälen. Auch haben wir noch nicht gefühlstück. Höre nur noch Eines, das Wichtigste — und schaudere!

Der Fürst. Laß hören!

Der Powatan. Du wirst es nicht glauben wollen, denn so lange Powatans regieren, das heißt, so lange die Welt steht, ist ein solcher Greuel nicht erhört worden. Die schöne Murra mischt sich nie in Staatsgeschäfte!

Der Fürst. Ist es möglich!

Der Powatan. Ihr gilt es gleich, ob wir Krieg führen oder Frieden schließen; ob wir unsere Unterthanen gnädigst kochen oder huldreichst braten. Sähnend sitzt sie im Staatsrathe, schweigt und spielt mit ihrer Federbüchse.

Der Fürst. Ha! wie konnte ein so ungerathenes Kind aus dem Blute der Chikahamier entsprossen!

Der Powatan. Du bist gerecht Schwiegervater, Du weißt, daß es die erste Pflicht der Gattin eines Fürsten ist, die Staatsgeschäfte zu verwalten. O reizende Murra! du bist untüchtig zu dieser Pflicht, und folglich müssen wir dich ohne Baumherzigkeit verstoßen.

Der Fürst. Du hast Recht mein Sohn, ein Weib das weder halbiren, noch den Staat verwalten kann, ist eine unnütze Kreatur. Aber — warum soll ich es verbergen — noch immer spricht in meinem Herzen die Stimme der Natur für meine ehemals geliebte Murra. Bedenke, Sohn, daß es der geplagten Ehemänner so viele auf der Welt giebt, als Fische im Meere und Sand am Ufer. Aber die Götter verliehen den meisten die köstliche Gabe der Geduld —

Der Powatan. Auch das würden wir versuchen, obgleich einem Powatan nicht zugemuthet werden kann, sich mit der Geduld zu befassen; aber ach! nur die Ueberzeugung, daß wir unter allen Ehemännern der Geplagteste sind, konnte uns zu dem Entschlusse bewegen, Dein Vaterherz zu kränken.

Der Fürst. Unter Allen der Geplagteste? Glaube das ja nicht. Diese schöne Männerplage ist von den Göttern über jeden Welttheil ausgegossen worden, und Du kannst Dich keine Tagereise lang in Deinem Palankine schaukeln lassen, ohne auf einen Ehemann zu stoßen, der, eben so feck als Du, behauptet der Unglücklichste zu seyn.

Der Powatan. Aber wird er es auch mit dem nemlichen Rechte behaupten als wir?

Der Fürst. Er wird es wenigstens glauben, und wenn er sich eben so elend fühlt als Du, so gilt es gleich viel, ob ein ungepukter Hart,

oder eine andere Sache von ähnlicher Wichtigkeit, sein Leben verbittern.

Der Powatan. Der heutige Tag wird zeigen, ob Du Recht habest. Wir können Dir nicht verhalten, daß wir schon vor Jahr und Tag auf Mittel sannen, die schöne plattnasige Murra mit guter Manier los zu werden. Einer unserer Staatsminister, die alte Quarlasamma, gab uns den Rath, Herolde in die weite Welt zu schicken, welche überall, wo sie hinkommen, folgendes auszutrompeten verbunden sind:

„Der große Powatan und Oberregent von  
 „Virginien, thut jedermänniglich kund und  
 „zu wissen, daß er eine böse Gemahlin, die  
 „schöne Murra besitze, welche, trotz ihrer  
 „platten Nase und ihres weiten Maales, an  
 „allen übrigen weiblichen Vollkommenheiten  
 „Mangel leidet. Er glaube sich daher be-  
 „sugt, sich für den unglücklichsten Ehemann  
 „auf dem Erdboden zu halten, und fodert ei-  
 „nen

„nen Jeden, an Weiber gefesselten Erbe-  
 „wohner auf, der da vermeynt, geplagter  
 „zu seyn als Er, sich an dem und dem Tage,  
 „in der und der Stunde, in seinem Pallaße  
 „einzufinden, und sein vermeintliches Elend  
 „darzuthun. Ergiebt es sich alsdann, daß  
 „würllich Einem unter ihnen ein bedauerens-  
 „würdigeres Loos traf, als den großen Po-  
 „watan; so macht dieser Oberregent sich an-  
 „heischig, ihm seine Frau abzunehmen, und  
 „ihn noch überdieß mit Schätzen zu über-  
 „häufen. Wird im Gegentheile erwiesen,  
 „daß das Oberhaupt der Virginier würllich  
 „auch das Oberhaupt der geplagten Ehemän-  
 „ner sey, so müssen sämtliche Versammelte,  
 „die ihm diesen Vorzug abzustreiten wagten,  
 „unter sich losen, und derjenige, welchen  
 „das Loos trifft, muß ohne Warmherzigkeit  
 „die schöne Murra mit sich nehmen.“

Diesen Rath gab die weise Quarlasamma,  
 und wir säumten nicht ihn zu befolgen. Unsere  
 Herolde

Herolde haben ein Jahr lang die ganze Welt durchstrichen, und aus allen Kräften trompetet. Heute ist endlich der merkwürdige Tag, an welchem dieser große Streit entschieden werden wird. Schon wimmeln unsere Vorhöfe von Fremden aus allen Ländern, schwarz, roth, gelb und weiß, mit Hüten und Mützen, in engen und weiten, langen und kurzen Röcken. Unser Thron ist aufgeschlagen, wie Du siehst, und bald wird die bunte Menge an den Stufen desselben erscheinen. Wir werden in mäßiger Kürze ihre Klagen hören, und ihre Ansprüche abwiegen, denn wir müssen Dir im Vertrauen gestehn, daß unser Vorrath von Lebensmitteln nicht hinreicht, ein so zahlloses Volk lange zu bewirthen.

Der Fürst. Ehrender Sohn! wo ich nicht irre, so hat die weise Quarlasamma Dich für den Narren gehalten. Du bist nicht der erste Powatan, dem ein Solches wiederfähret. Sie ist im Staatsrath grau geworden, und hat

hat Dir auf eine feine Art zu verstehen geben wollen, was ich Dir ohne Umschweife sagte, nemlich daß von Oroonoko bis zum Mississippi, und von den Cordilleras bis zu den Bergen im Monde, alle Ehemänner gleiche Klagen führen. Schon die zahllose Menge der Fremden, welche in Deinen Vorhöfen hungert, kann Dir das zur Gnüge beweisen. Alle hungern gern und ohne Murren, weil sie hoffen, ihre Weiber hier los zu werden.

Der Powatan. Wie sanft werden wir unser Regentenhaupt diesen Abend niederlegen, wenn die schöne Murra nicht mehr die Zierde unsers Pallastes seyn wird. — Wohlan! wir besteigen den Thron unserer Väter. Schwiegervater, setze Dich zu unserer Rechten. Der Platz hier zur Linken ist für Deine reizende Tochter bestimmt. — Man öffne die Thore, und lasse Kläger und Beklagte hereintreten.

(Die kostbaren Flügelthüren, aus Weidenzweigen geflochten, werden aufgethan. In einer Minute

nute ist der Saal buntschickig angefüllt, und draußen prügeln sie sich um herein zu kommen. Die Männer fluchen, die Damen kreischen, die Leibwache theilt Ribbenstöcke aus. Diese sanfte Art der Ueberredung beruhigt sie nach und nach.)

Eine Europäerin. (zu dem Powatan)  
Ew. Majestät haben eine unverschämte Leibwache, die beynah ganz nackt geht, und unglücklicherweise habe ich meinen Fächer im Gedränge verlohren. Wenn man Damen einladet, so sollte man wenigstens seinen Soldaten befehlen, dasjenige Kleidungsstück nicht zu verpassen, welches der bückeburgische Leibarzt nur Kindern zu tragen verbietet.

Der Powatan. Um aller Götter willen! Schwiegervater! hast Du je Etwas häßlicheres gesehn? große blaue Augen, eine hügelichte Nase, ein winzig kleiner Mund — wahrlich! wir können uns nicht enthalten zu lachen, daß unser Regentenbauch davon erschüttert wird.

Die Europäerin. Sind Ew. Majestät von Sinnen? ich habe durch meine Schönheit

heit ein Duzend Nebenbuhlerinnen zur Verzweiflung gebracht.

Der Powatan. Warte, Du wirst so gleich die reizende Murra sehn und verstummen.

(Die schöne Murra erscheint, und nimmt ihren Platz zur Linken ihres Gemahls ein. Die weiße Quarlasamma, an der Spitze von zwanzig alten Weibern, welche den ehrwürdigen Staatsrath ausmachen, lagert sich auf den Stufen des Thrones. Es entsteht ein Gefumse, wie von Millionen Käfern. Sämmtliche Damen messen sich mit spöttischen Blicken.)

Eine Lappländerin. Mein Gott! was für drollige Figuren hier versammelt sind! (zu einer Engländerin, die neben ihr steht) Schämen Sie sich denn gar nicht, Madam, so lang und schlank gewachsen zu seyn?

Die Engländerin. Was will das kleine Unthier mit seinen krummen Beinen?

Die Lappländerin. Freylich sind meine Beine krumm, und ich bin stolz darauf. Es sind

sind die schönsten krummen Weine in ganz Lapp-  
land.

Eine Siameserin. Aber die Ohren!  
die Ohren! wer hat sie größer als ich?

Die Engländerin. (spöttisch) Und  
wessen Zähne sind schwärzer als die ihrigen?

Die Siameserin. Sie kränken meine  
Bescheidenheit, mich so ins Anklitz zu loben.

Eine Maroccanerin. (mit Empfind-  
lichkeit) Die maacre Dame mit dem schwar-  
zen Haar scheint zu vergessen, daß hier auch ge-  
wisse rothhaarige fette Weiber sind —

Die Siameserin. Was hilft die Fet-  
tiateit, wenn die Dackenknochen nicht gehörig  
hervor stehn?

Die Lappländerin. Und der Kopf  
nicht größer ist als der übrige Körper.

Die Engländerin. (laut lachend)  
ha! ha! ha! über die ungestalteten Mißgeburten!

(Die

(Die schönen beleidigten Damen fallen mit  
vieler Emsamuch über die Engländerin her und  
zerzausen sie.)

(Der Powatan gebietet Ruhe. Die Leibwache  
unterstützt sein Gebot durch kräftige Erinnerun-  
gen. Der Lärm verliert sich nach und nach wieder  
in einSamsen. — Die geplagten Ehemänner wer-  
den aufgefodert, ihre Beschwerden vorzutragen.  
„Welcher unter Euch, so ruft der Powatan mit  
„lauter Stimme, hält sich für unglücklicher als  
„ich!“ Ein fürchterliches Echo giebt ihm sein Ich  
zurück.)

Der Fürst der Chikahaminer. Habe  
ich das nicht vorher gesagt?

Der Powatan. Es rede Einer nach  
dem Andern, damit das Trommelfell unserer  
Regentenoehren nicht entzwey springe.

Ein Europäer tritt auf. Großer Po-  
watan! und Ihr, eingeschrumpfte Mitallieder  
des würdigsten Staatsraths! Hier neben mir  
steht mein Quälaeist! Laßt euch nicht bezaubern  
durch die großen schönen Augen und die griechisch  
geformte Nase —

3. Bd.

E

Der

Der Powatan. Fürchte nichts mein Freund, ich habe in meinem Leben nichts abschaullicheres gesehen.

Der Europäer. Zu spät muß ich bereuen, daß die Reize dieses Körpers, dieß seidne Haar, welches sie mit Geschmack zu kräuseln versteht —

Der Powatan. Kann sie auch baldieren?

Die Frau. Warum nicht? wenn ich Lust habe es zu versuchen.

Der Powatan. (zu dem Manne) Nun, was verlangst Du mehr?

Der Mann. Ich verlange Bescheidenheit, Einschränkung in ihrem Wirkungskreis. Ich verlange daß sie sich nicht lächerlicher Weise in die Politik mische; daß sie sich um ihre Küche und nicht um Staatsgeschäfte bekümmere.

Der Powatan. Thut sie das? worüber beklagst Du Dich denn?

Der

Der Mann. Sie ist so stolz auf ihre alte Familie, daß sie sich auf Visitenkarten nicht einmal meines Namens bedient.

Der Siameser. Gerade das Gegentheil ist eine von meinen Klagen. Meine Frau ist so unverschämt, meinen Namen führen zu wollen.

Der Europäer. Sie hat die für eine Dame so eckelhafte Gewohnheit, Taback zu rauchen.

Der Siameser. Glücklicher Mann! bey der meinigen kann ich es weder durch Bitten noch Drohungen dahin bringen.

Der Europäer. Das wodurch einst die Gesandtschaft der Hunde sich Jupiters Fluch zuzog, thut sie in den größten Gesellschaften ungeschent.

Der Siameser. Daran thut sie ganz Recht. Die Meinige giebt, wieder alle Zucht und Sitte, einer albernen Schaamhaftigkeit Raum.

E. 2

Der

Der Europäer. Kurz, ich kann Ihre häuslichen Tugenden in zwey Worte fassen: sie versteht Confituren einzumachen.

Der Siameser. Es geht Dir mit den Confituren, wie mir mit meinen Lieblingsspeisen, faule Eyer, und allerley Ungezieser, die meine Frau freylich sehr schmackhaft zubereitet. Aber das ist noch nicht genug zum Glück des Lebens. Du mügstest sagen, großer Powatan, daß ihr breites Gesicht, ihre hohen Kinbacken, ihre großen Ohren, und ihre vom Betelkauen schwarz gefärbten Zähne mich nothwendig beglücken müßten —

Der Powatan. Nein guter Freund, das mügte ich nicht sagen.

Der Siameser. Anfangs gieng auch Alles recht gut. Ich nannte sie junger Diamant, junger Himmel, sie nannte mich junges Gold, junge Blume; ihr breites Gesicht erheiterte sich so oft ich kam, ihr lächeln der Mund zeigte die schwarzen Zähne, und ihre großen

großen Ohren wackelten. Aber ach! welche Un tugenden mußte ich bald an ihr gewahrt werden! sie raucht keinen Taback! sie vergißt zuweilen den Wohlstand so sehr, daß sie die Schüssel oder den Teller, welchen sie mir darreicht, nur mit Einer Hand aufsaßt! und oft habe ich so gar sehen müssen — o Jammer! — daß sie sich im Kopfe gekratzt hat!

Ein Italiäner. Bruder Siameser, laß uns tauschen, meine Frau kratzt sich nie im Kopfe. Ich würde auch sonst so ziemlich mit ihr zufrieden seyn, wenn mich nicht das fürchterliche Unglück betroffen hätte, am Tage unserer Verbindung wahrnehmen zu müssen, daß das Kleinod ihrer Unschuld nicht zu ihrem Braut schatz gehörte.

Ein Peruaner. Glücklicher Gotte! hier neben mir steht die schöne Vello, die mir leider! dieses Kleinod unverlegt überliefert hat.

Ein Lappländer. Reiche mir die Hand, Unglücksstammerad! mir ist eben so ergangen.

Während die Gespielinnen meines Weibes hundert begünstigte Liebhaber hatten, in deren Armen sie nicht allein Ehre und Ruhm, sondern auch eine reiche Aussteuer erwarben, hat diese heuchlerische Dirne, die ich für ein braves, wohl-erzogenes Mägdgen hielt, nicht den Werth eines Kennthiers verdient, und mir nur allein die Aussteuer zugebracht, die gar keinen Werth hat.

Der Italiäner. Freund Lappländer, wenn Du keine andere Klage über Dein Weib zu führen weißt, so danke Gott und schweige.

Der Lappländer. Ich schweigen? — nachdem ihre Bosheit sich unterstanden hat, meine Trommel und meinen Hammer anzurühren? wenn ich von der Jagd zurückkomme, weigert sie sich sogar, mir gekaute Erleurrinde ins Gesicht zu speyen. — Nein, ich fühle mich so elend, daß, wenn der große Powatan mir dieses Weib nicht vom Halbe schafft, ich meinen Schlitten anspanne, auf die Bärenjagd fahre, und den Tod suche.

Ein

Ein Holländer. Ich fahre mit Dir, und finden wir ihn da nicht, so suchen wir ihn auf dem Wallfischfang. Wenn der große Powatan, wie ich nicht zweifle, nur ein Einziges mal in Amsterdam gewesen ist, so wird er wissen, daß Keinlichkeit unter die Characterzüge der Holländer gehört. Nun sehe man nur meine schmutzige Ehehälfte. Wie kann ich mit einer Frau leben, die nicht einmal rein von Ungezieser ist!

Ein Karaibe. Ich beneide Dich Bruder Holländer. Wie wollte ich schmausen, wenn das meine Frau wäre. Bey der meinigen finde ich leider solche Leckerbissen nie.

Der Holländer. Selten geht sie mit mir zu Tische, weil Alles was ich esse ihr nicht gut genug ist.

Ein Südsee Insulaner. Danke dem Himmel, daß er Deinem Weibe Bescheidenheit verlieh. Meine Frau ist so unverschämt, daß sie immer mit mir an Einem Tische essen will.

E 4

Der

Der Holländer. Sie schminkt sich; und wollte neulich sogar auch mich schminken.

Der Karaibe. Daraus sieht man daß sie ihre Pflichten kennt. Die Meinige versteht es sehr schlecht, mich zu bewahren.

Der Holländer. Schon als Mädaen verlor sie den Wohlstand durch ihren frech entblößten Busen.

Der Karaibe. Das beweist, daß sie eine gute Erziehung genoß. Ich war einmal auf dem Punct, meine Braut sitzen zu lassen, weil sie, wieder alle Zucht und Ehrbarkeit, bey einer feyerlichen Gelegenheit nicht ganz nackend erschien.

Der Holländer. Und wenn sie alle meine Leiden mir wenigstens durch Vaterfreunden vergelten könnte! Aber auf ihr ruht der Fluch der Unfruchtbarkeit —

Der Karaibe. Darüber kann ich nicht klagen. Dagegen hat mein Weib die Grille, so

so oft es Mutter wird, selbst im Bett liegen zu wollen, da es doch meine Schuldigkeit ist, das Wochenbett zu hüten.

Der Holländer. Wie süß ist es, wenn Mann und Weib traulich mit einander an einem Tische sitzen, und die Pfänder ihrer Liebe um sie her gelagert sind.

Der Südsee Insulaner. Dicker Freund, ich verstehe Dich nicht. Was sollen Mann und Weib an Einem Tische zusammen machen?

Ein Ostindianer. Das wäre sehr ungeschicklich.

Ein Neger. Wieder allen Wohlstand,

Viele Stimmen aus mehreren Nationen. Keine Frau darf sich das unterstehen!

Der Südsee Insulaner. Hörst Du Bruder Holländer? — Man ist schon gefällig  
E 5 genug,

genug, wenn man ihr zuweisen erlaubt, Schweinefleisch zu essen.

Ein Jude. Schweinefleisch? wo denkst Du hin?

Der Südsee Insulaner. Aber die Meintae hat Lust Thunfische, und die besten Pisanae zu schmausen, so gut als ich. Wenn ich sie nun derb durchprügale, so erkennt sie zwar diesen Beweis meiner Liebe —

Ein Russe. Sehr natürlich.

Der Südsee Insulaner. Aber selbst meine Wohlthaten fesselten sie nicht. Solltest Du glauben, großer Powatan, daß ich das erste Kind, welches sie gebohren, blos aus Liebe zu ihr am Leben gelassen? da es doch nur bey mir stand, ihm ein Stück angefeuchtetes Zeug auf die Nase zu legen, um es dadurch zu erlösen. Solltest Du glauben, daß sie die Undankbarkeit so weit treibt, mich alle Jahr aufs neue zum Vater zu machen? durch welche schänd-

schändliche Fruchtbarkeit sie sich bereits den Spottnahmen Kindergebährerin zugezogen.

Der Holländer (von mehreren Europäern unterstützt) Was! dieser ehrwürdige Name dient euch zum Spott?

Ein Proteke. Wozu denn? Hörtest Du nicht, daß der Nachbar aus der Südsee wohl gar schon im Ersten Jahre Vater geworden? und läßt sich eine größere Schande denken?

Ein Bewohner der Insel Formosa. Die Herren schwätzen und reden, daß man bey nahe glauben muß, in Europa sey die wahre Ehre unbekannt. Jedermann weiß, welche eine Schande es ist, wenn eine Frau vor ihrem fünf und dreißigsten Jahre in die Wochen kommt. Die Meinige ist erst neun und zwanzig Jahr alt, und ist schon funfzehnmahl schwanger gewesen; funfzehnmahl habe ich ihr die Frucht durch unsere Priesterinnen aus dem Leibe treten lassen, aber nun, das Sechszehnte mal, hat kein Treten und Trampeln helfen wollen. Vor Kurzem hat

hat sie mir wirklich die Schande angethan, ein gesundes Kind auf die Welt zu setzen, und ich bin allen meinen Freunden zum Spott und Gelächter geworden.

Der Karaibe. Unglücklicher Mitbruder! O warum mußte Euko, der erste Mensch, aus dessen Nabel alle übrige hervorgingen, auch Weiber zu unserer Plage entstehen lassen! Ich warb um meine Frau, wie es gewöhnlich ist, noch ehe sie geboren war, und sie wurde mir zugesagt, im Fall das Kind ein Mädchen seyn würde. Da es nun wirklich ein Mädchen war, so zeichnete ihm die vernünftige Mutter mit Euko ein Kreuz auf den Bauch, damit ich es wieder erkennen könnte. Seit ihrem achten Jahre ließ ich sie bey mir schlafen, und gab mir alle Mühe sie selbst zu bilden. Aber sie ist herangewachsen, und hat keine meiner Hoffnungen erfüllt. Wenn sie mir einen Trank von Wiku zubereiten soll, so kaut sie die Wurzeln nie vorher gehörig durch.

Der

Der Holländer. Psuy! Du bist ein unsauberer Gesell!

Der Karaibe. Ihre Bosheit geht so weit, daß sie meinen Tod wünscht. Als ich neulich einen Kahn ins Wasser stieß, berührte sie ihn mit dem Finger, wodurch sie ihn völlig unbrauchbar machte, und eine gewisse Freyheit, deren sie sich dabei bediente, war hinlänglich, mir den sichern Untergang auf dem Meere zu bereiten.

Ein Deutscher. Ich merke wohl, der Karaibe ist nicht so dumm, als unsere Kompilatoren in ihren Länder- und Völkerkunden ihn machen wollen. Er glaubt an Sympathie, jene geheimnißreiche Kraft der Natur, für welche ich vergebens Sinn und Gefühl in meiner Minna zu erwecken suche. Der Mond, der heilige, keusche Mond! in dessen Strahlen ich so sanft und himmlisch schwärme, erregt nicht mehr Mitgefühl in ihr, als eine gemeine Cassentasterne. Nie habe ich sie überreden können, an

mei

meinem Arm, im Mondschein, über die bethaute Fluren zu wandeln.

Ein Erbkländer. Du solltest froh darüber seyn. Deine Minna ist eine ehrbare Dirne, die da wohl weiß, was Zucht und Sitte von ihr heischen. Du nennst den Mond keusch? und doch ist der ganzen Welt bekannt, daß keine Jungfrau sich ohne Gefahr von seinen Strahlen bescheinen läßt. Mir ist es leider mit meiner Kuraxa so ergangen. Drey Abende hinter einander fand ich sie im Mondschein vor der Hütte, und ehe ich sie, jetzt wieder zum Weibe nehme, will ich lieber schwören, in meinem Leben keinen Tropfen Seehundsblut zu trinken.

Der Powatan. Schwiegervater, bald haben wir das Ding satt. Die Kerls wissen alle nicht was sie wollen.

Quarlasamma. Großer Powatan, neige Dein Ohr herab, hier steht schon wieder Einer der da klagen will.

Der

Der Powatan. Ja sie klagen alle, aber unser Regentenmagen hungert, und in allen ihren Klagen ist nicht so viel Menschenverstand, als man auf die Spitze eines Pfeiles legen kann.

Ein Europäer. Ew. Majestät werden geruhen, nur noch meine Beschwerden anzuhören. Sie sind wichtiger als die des ganzen Hausens.

Der Powatan. Nun laß hören, und mach es kurz.

Der Europäer. Meine Familie schwakte mir ein reiches, aber häßliches Mädchen auf, fett und rothhaarig, mit geschminkten Wangen und gefärbten Augenbraunen —

Der Marokkaner Elbasab Schami Medun. Um Vergebung wenn ich Dich unterbreche. Du nennst ein fetttes rothhaariges Geschöpf häßlich? läßt sich etwas schöneres denken, als ein Mädchen, dessen Wangen von Corallen glühen? dessen Speckhals mit Puncten

voll

von Antimonium umgeben ist, dessen Augenflecken mit Kahl schwarz, die Hände und Finger aber mit Henna braunroth gefärbt sind? Leider sind es gerade diese Vorzüge, welche mich in das Netz des Ehestandes lockten.

Der Powatan. Ich verbitte mir den Streit über die Schönheit eurer Weiber. Wenn hier von Schönheit die Rede wäre, so dürfte unsere plattnasige Murra sich mit einer Jedem messen. Aber hier ist die Frage von ganz andern Dingen.

Der Europäer. Du hast Recht großer Monarch —

Der Powatan. Die Powatans haben immer Recht.

Der Europäer. Man gewöhnt sich an Schönheit wie an Häßlichkeit, nur muß die letztere nicht in Widerlichkeit ausarten. So erweckt es mir zum Beispiel Ekel, wenn ich sehen muß, daß meine Gattin alle ihre Zähne verloren hat, durch die üble Gewohnheit, die Suppe

heiß

heiß hinunter zu schlingen, und nie darauf zu blasen.

Der Maroccaner. Großer Prophet! Welch ein seltsamer Mann! gerade diese Sittenlosigkeit, auf die Suppe zu blasen, empört täglich mein feineres Gefühl.

Der Europäer. Und wenn sie wenigstens durch heitern Frohsinn die Mängel ihrer Gestalt ersetzte. Ich bin ein Liebhaber von munteren Gesellschaften, aber in den ersten acht Monaten unserer Ehe, habe ich sie nicht ein einzigmal überreden können, aus dem Hause zu fahren.

Der Maroccaner. Wollte der Himmel ich könnte das nemliche sagen!

Der Europäer. Besuchen mich meine Verwandte, so verschließt sie sich in ihr Kabinet, und läßt sich gar nicht sehen.

Der Maroccaner. Ach! die Meinige thut gerade das Gegentheil! So oft mein Bru-

der zu mir kommt, hat sie sogar die Freiheit ihr Gesicht zu entblößen.

Der Europäer. Um die Wirthschaft bekümmert sie sich gar nicht. Es thäte Noth, ich gieng selbst auf den Markt, um Butter einzukaufen.

Der Maroccaner. Und das ist etwa nicht Deine Pflicht? kaufe ich denn nicht täglich Butter ein, ob ich gleich Ambassador am Dänischen Hofe war?

Der Europäer. Durch alle diese Untugenden hat sie sich bereits so verhaßt gemacht, daß unter zehn meiner Freunde kaum Einer mich fragt: wie befindet sich deine Frau?

Der Maroccaner. Ey das ist eben ein Beweis, daß Deine Freunde zu leben wissen.

Der Powatan. Nun, da werde mir Einer klug daraus.

Ein

Ein Frokese. Die Leute Schwaken in den Tag hinein, wie die Enten auf dem See Ontario. Der dort beschwert sich, daß seine Frau sich mit der Politik abgiebt, ich hingegen halte es für ein Unglück, daß die Meiniae sich durchaus nicht in Staatsgeschäfte mischen will —

Der Powatan. Recht mein Freund, das ist ein großes Unglück.

Der Frokese. Nicht einmal bey der Wahl eines Oberhauptes wollte sie ihre Stimme geben.

Der Powatan. Das ist unverzeihlich.

Der Frokese. Jener dort rühmt sich, er habe seine Frau geschlagen, ich hingegen bekomme täglich Prügel von der Meinioiden, die wohl weiß, daß es eine Schande für mich wäre, wenn ich mich gegen sie wehrte. Dort steht gar ein Narr, der über die Unfruchtbarkeit seines Weibes Klage führt, und ich mögte toll werden, daß die Meinige mir schon im ersten Jahre ein

F 2

Kind

Kind geboren. — Gerechter Powatan! Du siehst daß Deine Pflicht es heischt, vor allen andern meine Frau zu Deiner Gemahlin zu machen.

Tausend Stimmen. Nein! die Weibliche! die Weibliche!

Der Powatan. Ey ja doch! wenn ich ein Narr wäre. Ihr denkt, die Powatans haben nichts anders zu thun, als Frauen zu nehmen. Ihr hört ja wohl, daß, weit entfernt uns noch mehr Weiber auf den Hals zu laden, wir die schöne Murxa je eher je lieber los seyn wollen.

Einige Stimmen. Wir berufen uns auf Deine Herolde, und auf alles was sie in Deinem Nahmen versprochen haben.

Der Powatan. Ey seht doch, Ein Herold kann mehr versprechen, als tausend Powatans zu halten vermögen. Kurz, macht mich den Kopf nicht warm. Wir haben unsere Me-

gentens

gentenspflicht erfüllt, und nun mag die weise Quarlasamma sehn, wie sie sich heraus hilft.

Quarlasamma (erhebt sich von ihrem Sitze.) Im Nahmen des versammelten Staatsraths! Nachdem wir die widersprechenden Klagen der hier anwesenden Ehemänner wohl erwogen, ziehen wir daraus den Schluß: daß sie sämmtlich nicht wissen was sie wollen. Ein Jeder begeben sich mit seiner theuren Ehehälfte geduldig nach Hause, und der große Powatan umarme die schöne Murxa.

Der Fürst der Chikahaminer. Wohl gesprochen!

Der Powatan. Dummer Schnick-schnack!

(Die Kläger murren. Eine Empörung droht auszubrechen.)

Ein Tagelöhner aus Worcester tritt auf. Beruhigt euch! Die weise Quarlasamma hat den rechten Zipfel nicht gefaßt. Ich

bin der Mann, der euch eure Weiber alle abnimmt.

Tausend Stimmen. Sey willkommen Du Wohlthäter des Männergeschlechts!

Der Powatan. Guter Freund, weißt Du auch was Du redest?

Der Tagelöhner. Besser als ihr alle. Bey mir zu Lande bindet man den bösen Weibern einen Strick um den Hals, führt sie zu Markte, und bietet sie zum Verkauf aus. Es findet sich immer ein Narr der sie kauft, und ich habe noch vor Kurzem Eine für fünf Pfund Sterling verhandelt, die nicht fünf Schilling werth war.

Der Powatan. Wohlan mein Freund, empfange hier aus meinen Händen die schöne Murra.

Alle durcheinander. Hier ist Kurara — hier ist Dello — hier ist Minna —

Der Tagelöhner. Nur her damit! Ew. Majestät werden die Gnade haben, mir aus

aus Dero Magazinen so viele Stricke, als ich bedarf, verabsolgen zu lassen.

Der Powatan. Wir sind gnädig und gewähren Dir Deine Bitte. Doch auch gegen seinen Willen hat der Regent heilige Pflichten. Deshalb wollen und gebieten wir, daß dieser frohe Tag sogleich durch ein herrliches Gastmahl gefeyert werde.

(Die Beschreibung dieses Gastmahls liefere ich vielleicht im vierten Bande.)

Nachschrift. Wer etwa glauben mögte, die Erfindungskraft des Dichters habe in diesem Drama ihr Spiel getrieben, der beliebe darüüber nachzulesen: John Smiths Reisen, Archenholzs Litteratur und Völkerkunde, dessen England und Italien, Buffons Naturgeschichte, Geschichte von Grönland, Cooks letzte Reise, Sitten der Wilden, Hösts Nachrichten von Marocco und Fez, Helins Geschichte der Menschheit, Meiners und Spittlers historisches Magazin u. a. mehr.

## Das stolze Bewußtseyn,

eine persische Erzählung.

Die Strahlen der Abendsonne hüpfen auf den Wellen des Tiaris, als der reiche Ali sich in seinen bezaubernden Gärten unter einen Granatapfelbaum leate, und indem er aus einer goldenen Schaal, die süßen Beeren der Traube von Schiras einzeln pflückte, die Kühlung des heitern Abends genoß. Mit Wohlbehagen streckte er sich ins weiche Gras, sah die bunten Blüten des Baumes auf dem blauen Grunde des Himmels; lächelte sanft und sprach: „Ach! ich bin glücklich! mein sind diese reizenden Gärten und jener schimmernde Pallast; mein ist ein gutes liebevolles Weib, mit Augen so blau als jener Horizont, und Wangen so roth als diese Blüten; mein sind zwey liebenswürdige Knaben, deren Unschuld heiterer lächelt als diese Abendsonne. Doch mehr als Alles verdanke ich dir Gott! die Ruhe meines Bewuß-

seyns

seyns, die innere Zufriedenheit, die alle Schätze des Kalifen von Bagdad aufwiegt. Die Thautropfen, welche auf diesen Blumen glänzen, erinnern mich nicht an vergossene Thränen; kein Nachhall eines Seufzers irrt um meine Palläste; Wohlthun erwarb mir Reichthümer und edle Liebe gab mir ein Weib. Meine Schätze rosten nicht vom Hauch irgend einer Verwünschung, und die Pfeiler meines Glückes ruhen nicht auf fremden Trümmern.“

So sprach er, als plötzlich ein süßer Hauch ihn anwehte, gleich einem Zephyr, der in Mahomed's himmlischen Gärten über Blumenbeeten säuselt, und mit Rosenduft geschwängert um den lieblichen Busen einer Houri flattert. Er blickte auf und sah einen Jüngling, dessen Gewand von Abendroth gewebt, und dessen braunes Haar mit Sternenschimmer durchflochten war. Er schwebte wie ein Wolkgen, dem die untergehende Sonne einen goldenen Saum leucht; sein Auge glich einer Thaupeile am frühen Morgen, und

§ 5

sein

sein Mund einer halb geöffneten Rosenknospe. Als er näher kam, sangen die schlummernden Vöglein wieder an zu zwitschern, die Blumen öffneten ihre Kelche, und die Blüten der Bäume reiften schnell zu süßen Früchten.

Alli faltete seine Hände kreuzweis über der Brust, stand gebückt, und schlug die Augen nieder. „Fürchte dich nicht,“ so hauchte die Stimme des Geistes, und ihr Ton glich dem sanftsten Gemurmeln der Quelle, dem leisen Gesäusel der Blätter: „Fürchte dich nicht! ich bin ein Bote des guten Orosmades. Geh, sprach sein Gedanke, und hemme Allis Uebermuth.“ „Hebe den Schleier von seinen Augen, daß er hell sehe und verstumme.“

„Heyl mir! versetzte Alli mit bebender Stimme, daß ich ein Gedanke der Gottheit bin! Sprich, Bote des Himmels! Ohr und Herz stehn dir offen. Bertilge den stolzen Uebermuth, den mein Blödsinn edles Bewußt seyn nannte.“

Der

Der Geist. Du rühmtest dich: keine Thräne des Kammers betraue deine Gärten, kein Nachhall eines Seufzers irre um deine Paläste; rede, woher dieser Ruhm?

Alli. Dank dem Schicksal, das mir einen Biedermann zum Vater gab! ich erbe das Beispiel seiner Tugenden und war reich. Unter dieser schönen Erbschaft fand sich auch der wohlthätige Hang zur Gassfreiheit. Die stille Hütte, mein kleines Eigenthum, verwandelte sich nach und nach, durch Fleiß und Menschenliebe, in das Caravanserai, welches Du noch auf jenem Hügel erblickst. Dort war jeder Pilger mir willkommen. Den Armen erquickte ich mit Ruhe, und den Leidenden mit Trost; der Kranke wurde mein Bruder, und der Verwaistete mein Sohn.

Eines Tages saß ich im Schatten der Palmen an der Pforte, als ein Mann daher wandte, der mich mit hohlen Augen anstarrte. Ich lud ihn freundlich ein, bey mir zu übernachten,

und

und er folgte mir schweigend. Nachdem ich seine Füße gewaschen, Teppich und Polster zum bequemen Lager ihm geordnet hatte, ließ ich Sorbet und Feuchte auftragen, um dem, durch Sonnenglut und brennenden Sand erhitzten Wanderer, einen ruhigen Schummer zu bereiten. Aber er wollte nichts anrühren. Sein Blick irrte wild umher, und seinen verschlossenen Lippen entschlüpfte kein anderes Wort, als nur die Bitte ihn allein zu lassen. Mir schien es, ein herber Kummer nagte an seinem Herzen, oder ein böses Gewissen foltre ihn. Ich ließ ihn allein. Meine Sklaven hörten seinen wankenden Fußtritt bis gegen Morgen; auch dann noch, als er still auf den Polstern lag, störte sein krankes Achzen die Ruhe meiner Wohnung.

Mich rief ein Geschäft früh nach Baadab; ehe ich gieng, empfahl ich den Pilger der Obhut der Weintigen. Als ich gegen Abend heimkehrte, keuchte Einer meiner Sklaven mir entgegen, mit dem Bericht, unser Gast sey dem Tode

nahe, und habe schon oft mit Sehnsucht nach mir gefragt. Ich eilte zu ihm, da lag er mit gebrochenen Augen, kaum noch seiner Sinne bewußt, und röchelte. Ich bückte mich über ihn, und ergriff seine kalte Hand. Er heftete seinen erloschenen Blick auf mich, versuchte zu stammeln, raffte seine letzten Kräfte zusammen, und zog einen kostbaren Ring vom Finger, den er mir zitternd darreichte. Dieser Ring — hub er dreymal an, und dreymal versagte die gelähmte Zunge ihm den Dienst. Er starb wenig Minuten nachher in meinen Armen. Nie habe ich erfahren wer er war, noch woher er kam.

Ich ließ seinen Leichnam ehrlich zur Erde bestatten. Den Ring betrachtete ich als ein Vermächtniß seiner Dankbarkeit, und trug ihn lange an meinem Finger, bis ich einst von der Noth eines armen Kaufmanns hörte, der in meiner Nachbarschaft wohnte, und einen kleinen Handel mit Seide trieb. Ohne sein Ver-

schulden war er in tiefe Armuth gerathen; ein Weib und vier Kinder litten Hunger, und der Kadi hatte befohlen, sein Haus und Hof den hartherzigen Gläubigern einzuweisen.

Zum Erstemale wünschte ich mir Reichthümer, und trauerte, daß ich nicht so viel entbehren konnte, um meinem redlichen Nachbar zu helfen. Als ich so meine Hände in den Schoos faltete, und nachdenkend herabsah, fiel mir der Ring in die Augen. Halt! dachte ich, hier ist noch Hülfe. Wie könnte ich das Vermächtniß jenes dankbaren Pilaers besser anwenden, als zur Rettung eines Unelücklichen. Wenn der Geist des vormaligen Besitzers mich noch umschwebt, so billigt er gewiß den Gebrauch, den ich von seinem Geschenke mache. Rasch sprang ich auf, eilte zu einem Juwelenhändler, und erfuhr zum Erstemale mit Erstaunen, wie kostbar das Kleinod sey, welches ich feil bot. Er zahlte mir dreystausend goldene Tomans dafür, die ich, trunken von Freude, dem armen Hoffnungslosen brachte.

Schon

Schon ein Drittheil dieser Summe wäre hinreichend gewesen, sein kleines Eigenthum zu retten; aber das Schauspiel der Verzweiflung einer unglücklichen Familie bey meinem Eintritte in ihre Wohnung, und die plötzliche Verwandlung in den frohsten Jubel, bey meiner unerwarteten Hülfe, hatten mein Herz so bewegt, daß ich ihm die ganze Summe schenkte. Er kann es brauchen, dachte ich; mir bleibt so viel als ich bedarf, und ich habe dem Glücke meines Bruders nichts aufgeopfert, als einen elenden Fingerzierrath. Glücklicher als Er, schlich ich nach Hause, und genoß das Bewußtseyn einer guten Handlung. Mein fleißiger Nachbar zog bald darauf nach Samarkand, wo er wahrscheinlich reich und froh noch heute mein Andenken segnet.

Einige Wochen nach dieser Begebenheit klopfte mitten in der Nacht ein Pilger an mein Thor, und bat um Herberge, in einem Tone, als ob er des Dittens ungewohnt sey. Ich

nahm

nahm ihn freundlich auf, er betrachtete mich neugierig vom Kopf bis zu den Füßen; ich bewirthete ihn zwey Tage lang so gut ich konnte, er benahm sich dabey, als ob es so seyn müßte. Vom Morgen bis auf den Abend spähte er in meiner Wohnung umher, wollte Alles wissen was da vorgieng, meine Lebensweise, mein Thun und Lassen; er höhlte die Sklaven hinter meinem Rücken aus, und runzelte die Stirn, wenn sie mir Gutes nachsagten. Schon saug dieser Gast an mir beschwerlich zu werden, als am dritten Morgen mein geretteter Nachbar mit seinen Kindern neu gekleidet zu mir kam, und Thränen des Dankes und der Freude weinte. Ich stand mitten unter ihnen und war herzlich froh. Der fremde Pilger schien auch gerührt, doch dünkte mich, ich läse in seinen Augen Mißtrauen oder Mißgunst. Kaum war der Nachbar fort, als er mich bey Seite zog, und auf eine Art befragte, als ob er ein Recht dazu habe: ob ich es sey, der einen kostbaren Ring an den Juwelershändler in Bagdad verhandelt? — Ich bejahte die

die Frage. — Verkauftest du den Ring aus Noth? fuhr er fort. — Wenn fremde Noth, versetzte ich, auch eigne Noth ist, (wie es wohl Menschlichkeits wegen seyn sollte) ja, so verkaufte ich ihn aus Noth. Du bist eben Zeuge gewesen, wie jene Summe sich Segenreich verzinsste. — Er schwieg einen Augenblick, dann hub er wieder an mit einem merklichen Beben in seiner Stimme: wo hattest du den Ring her? — Ich erzählte ihm, wie ich daran gekommen, und als ich von dem Tode des Mannes sprach, der ehemals den Ring besessen, da heiterte sein Gesicht sich merklich auf; ich mußte ihm die kleinsten Umstände wiederholen, die Gestalt des Verstorbenen beschreiben, und ihn endlich gar an sein Grab führen. Lange stand er schweigend davor, aber es glänzte eine gewisse Zufriedenheit in seinen Blicken. Plötzlich fiel er mir um den Hals, küßte mich, nahm Abschied von mir, und versprach, ich solle bald wieder von ihm hören.

Ich sah ihm stannend nach, er wählte die Straße nach Bagdad. Ich wußte nicht, was

ich aus dem Sonderling und seinem geheimnißvollen Betragen machen sollte; da aber unter meinen menschlichen Gebrechen die Neugier vor jeder Eines der geringsten war, so vergaß ich ihn bald, und zwey Monate verstrichen unter gewohnten Beschäftigungen, ohne daß irgend Etwas mich an diese unerklärbare Begebenheit erinnerte. Aber an einem heitern Morgen weckte mich ein Bote des Kalifen aus meiner ruhigen Einförmigkeit. „Du sollst, so lautete sein Befehl, augenblicklich nach Bagdad kommen, und dich in der Burg des Beherrschers der Gläubigen melden.“ Ich gehorchte wieder Willen. Was soll ich bey dem Beherrschers der Gläubigen? da ich doch weder schmeicheln noch Poffen reißen, weder kuppeln noch Geld erpressen kann. So dachte ich auf dem Wege nach der Stadt, und bedauerte den schönen Morgen, der ungenossen verstrich; denn drey Dinge sind mir zuwieder: die Sonne zwischen hohen Mauern, die Nachtigall im Käfig, und der Mensch in Pallästen.

Ich

Ich hatte Rechnung darauf gemacht, in den Vorhöfen des Kalifen warten zu müssen, und mich von Hofstranzen begoffen zu lassen, bis auf den Abend. Um so mehr erstaunte ich, als bey dem Nahmen Ali alle Thüren auffloßen, alle Gesichter lächelten, und alle Rücken sich beugten. Jetzt trat ich in das Gemach des Kalifen, und blieb ehrerbietig an der Thür stehen. Ein verschleiertes Mädgen ruhte auf einer Ortomanne; der Beherrschers der Gläubigen, welchen sie zu beherrschen schien, saß neben ihr, hielt ihre Hand in der seinigen, und sah ängstlich forschend bald auf sie, bald auf mich. Es erfolgte eine ziemlich lange Pause. Endlich sagte das Mädgen Nein und stand auf. „So darfst du hoffen?“ fragte der Kalife zärtlich. — Ja versetzte das Mädgen mit zitternder Stimme und verschwand.

Jetzt kehrte er sich zu mir, umarmte mich mit Entzücken, sah mir starr ins Gesicht, und fragte: kennst du mich nicht mehr? — Ich betrach-

G 2

betrach-

betrachtete ihn genau, siehe da es war der geheimnißvolle Pilaer, der mir einst die Geschichte des Ringes abfragte.

„Ali! sprach er, noch immer bin ich dir den Dank für deine gute Bewirthung schuldig. Was ich dir sonst noch verdanke, erräthst du nicht, allein es ist mehr, als selbst der Kalife von Bagdad vergelten kann. Ich kenne dich, deine Art zu leben und zu handeln; ich biete dir meine Freundschaft an. Saue mir immer die Wahrheit, und theile meine Schätze.“

Ich erstaunte, und forschte vergebens nach dem Zufall, der mich so plöblich zum Liebling eines großen Fürsten erhob. Nie habe ich erfahren, wer jenes Mädchen war, das erst Nein und dann Ja sagte, und wie dieses Nein und Ja mit meinem Schicksal zusammen hienaen. Senua, der Kalife hielt Wort, er hörte die Wahrheit aern und überhäufte mich mit Reichthümern. Oft — ich darf kühn mich dessen rühmen — oft habe ich die unterdrückte Ar-

muth

muth gegen Macht und Reichthum verteidigt; erst das Schwerdt der strengen Gerechtigkeit dem Kalifen entwunden, und das Füllhorn seiner Gnade geschüttelt. Helfen konnte ich freylich nicht Allen, aber ungehört gieng keiner von mir. Nur Schade, daß der Kalife und ich so ziemlich die Einzigen in ganz Bagdad waren, welchen ein solches Verfahren behagte. Die Schmeichler grinsten uns freundlich ins Gesicht, und hohnlächelten hinter unsern Rücken. Keile Richter, stolze Pfaffen und raubsüchtige Höllinge verbitterten mir das Leben. Ich mogte es nicht länger ertragen, sehnte mich nach Ruhe, und bat den Kalifen um meine Entlassung. Er bewilligte meine Bitte ungerne, aber er bewilligte sie doch. Von den reichen Geschenken seiner Großmuth baute ich mir hier am Ufer des Tigris jenes reizende Landhaus, pflanzte diese Gärten, und erweiterte mein Karavanseraï. Hier lebe ich nun schon acht Jahre in beneidenswerther Ruhe; Wohlthun und Liebe versüßten meine Tage, und von den Millionen Menschen, von wel-

chen die stolze Residenz wimmelt, vermisse ich keinen, als den guten Kalifen, und seinen Neffen, einen liebenswürdigen, mit den herrlichsten Anlagen begabten Jüngling. In den ersten Jahren nach meiner Flucht aus dem Gestämmel der großen Welt, pflegte der Kalife mich zuweilen zu besuchen, aber nun ist es schon lanæ her, seit wir einander nicht gesehn. Vermuthlich haben Krieg, Geschäfte, Zerstreungen und Tausend neue Verkettungen von Umständen, das Bild seines alten Freundes, wo nicht ganz aus seinem Herzen verwischt, doch mehr in den Hintergrund gestellt. Gern verzeihe ich ihm diesen Anschein von Vernachlässigung, und genieße, ihn segnend, die Gaben seiner Huld. Nun sprich, freundlicher Genius, war es Uebermuth zu glauben, daß keine Ehrane des Kummers diese Gefilde berthaut? Gastsfreyheit, Wohlthun, Gerechtigkeit und Freundschaft waren die Quellen meiner Reichthümer. Ich verdoppele ihren Genuß, indem ich sie mit dem ärmern Bruder theile.

Hier

Hier Schwieg Ali, und blickte dem Geiste mit bescheidener Zuversicht ins Anlitz.

Kurzschichtiger Sterblicher! sprach der Genius, und hoher Ernst umwölkte seine Stirn: der nemliche Ring, welchem du dein Glück verdankst, hat zwey liebende Seelen auf ewig getrennt, ein glückliches Ehepaar höchst elend gemacht, und einem gutmüthigen Jünglinge den schmachvollsten Tod zubereitet.

Fünfzehn Jahre sind nach eurer Rechnung verlossen, seit Selim zum Erstemale Fatime sah und liebte. Sie war schön und gut, Er arm und fleißig, eine Vater und Mutterlose Waise. Fatime wog den Werth seines Herzens gegen die Reichthümer ab, deren Erbin sie war, und schämte sich so arm zu seyn. Sie schenkte Selim ihre Liebe, mehr durfte sie nicht verschenken, ohne Bewilligung eines Vormundes, der reich, und folglich hartberzig war. Ihr seyd beyde jung, sprach er zu den Liebenden, und was noch weit schlimmer ist, Selim ist arm.

G 4

Er

Er gehe in die Welt, versuche sein Glück, erlinge durch Fleiß und Medlichkeit ein anständiges Auskommen, und rechtfertige so seine Ansprüche auf das schönste und reichste Mädgen in Bagdad. Dann kehre er zurück in seine Heimath, und er soll mir als Fatimens Bräutigam willkommen seyn.

Frohes Muthes, und im Gefühl der Kraft welche die Liebe verleyht, willigte Selim gern in jede Bedingung. Er baute Palläste auf seinen Muth und felsenfeste Hoffnung auf Fatimens Treue. Am Tage der zärtlichsten Trennung von dem Geliebten, schenkte ihm Fatime einen kostbaren Ring. Bewahre dieses Kleinod heilig, sprach sie zu ihm, sechs Jahre will ich deiner harren mit der Sehnsucht einer Braut. Kömst du in sechs Jahren nicht zurück, und sendest mir auch den Ring nicht, zum Beweise daß du noch lebst, und mich noch liebst, so werde ich dich tod oder treulos glauben. Nach dieser feyerlichen Verabredung schieden die Liebenden.

den. Selim gieng nach Indien, er gewann in Bengalen den Ruf eines fleißigen und treuen Arbeiters, und mit diesem Rufe das Zutrauen eines reichen Kaufmanns, der ihn in seiner Handlung von Stufe zu Stufe bis zum Theilnehmer derselben erhob. Unermüdet arbeitete er Tag und Nacht, Jugend und Liebe machten seine Kräfte unerschöpflich, entzückt sah er mit jedem Abend wie die Früchte seines Fleißes sich mehrten; schon näherte sich der Zeitpunkt der süßesten Wiedervereinigung, Fatime zählte die Stunden, und Selim die Minuten.

Kurz vor Ablauf der sechs Jahre, verschafte ein Krieg des großen Moguls gegen einige aufrührerische Nabobs, dem Handlungsgeiste Selims Gelegenheit, eine sehr vortheilhafte Speculation zu machen, die, wenn sie glückte, ihn auf Einmal zum wohlhabenden Manne erhob. Aber dieses Geschäfte mußte ihn wenigstens ein halbes Jahr länger aufhalten, und um alle Schätze des großen Moguls hätte er es nicht

S 5  
wa

wagen mögen, durch Verzögerung seinen kostbarsten Schatz einzubüßen. Ja wenn Beydes sich vereinigen ließe, wenn er Fatimen Nachricht von diesem Aufschub ertheilen, wenn er ihr denn Ding schicken könnte, zum Beweise, daß er noch lebe, und sie noch liebe.

Gerade als er so zwischen Unentschlossenheit und Zweifel wandte, trat Sangar herein, ein junger Mann, den Selim durch Wohlthaten aus dem Straube erhoben, und ihm die Laufbahn des erwerbsamen Fleißes geöffnet hatte. Seit mehreren Jahren Busenfreunde, kannte Sangar Selims Hoffnungen, und hatte oft mit ihm in die Zukunft geschwärmt, wenn sie an Feyerabenden sich an des Ganges Ufern unter eine Palme lagerten, und Selims glühende Einbildungskraft ihm die Reize seiner Braut wahlte. Ich komme, sprach er jetzt, dir noch einmal zu danken, für die mannichfaltigen Wohlthaten, durch welche du mein Herz an das deine gekettet. Es bietet sich mir heute eine Gelegen-

legenheit dar, mein Glück für die Zukunft zu gründen. Ich reise in wichtigen Geschäften nach Persien, und obgleich Ormuzd eigentlich der Ort meiner Bestimmung ist, so werde ich doch auch Bagdad nicht vorüber gehn, wenn dir ein Gefalle dadurch geschieht.

Bagdad! rief Selim, und plötzlich schoß ihm der Gedanke durch die Seele: dein Freund wird Fatimen sehn, er wird ihr den Ring überreichen, und sie von deiner nahen Zurückkunft unterrichten. Wortreich erzählte er nun zum zwanzigsten male seinem Vertrauten die Geschichte des Ringes, und wie sein Glück, sein Leben, an die sichere Ueberlieferung desselben gebunden sey. Gern übernahm Sangar den Auftrag, mit einem ehrlichen Händedruck schwur er feyerlich, daß nur der Tod ihn abhalten sollte, den Ring in Fatimens eigne Hände zu liefern. Die beyden Freunde schieden, und Selim gieng ruhig seinen Geschäften nach.

Die Schwüre der Menschen, und die Menschenspuren in den lybischen Sandwüsten, verweht

weht beyde der Hauch eines Lüftaens. Als noch einer glücklich vollbrachten Reise Sangaar schon die Thürme von Baadad erblickte, da ließ er seine Knechte und Kameele langsam vorgehen, und zog seitwärts vom Wege ab, um sich an einem Brunnen zu erquicken, der von hohen Bäumen überschattet wurde. Wie er so leisen Drittes und mit gesenktem Haupte vor sich hin schlich, stand er plötzlich vor einem wunderschönen Mädchen, das auf einer Rasenbank halb lag halb saß, und mit nassen, niedergeschlagenen Augen die Blumen im Grase zu zählen schien. Sangaar blieb eingewurzelt auf seiner Stelle und athmete kaum. Er hatte noch nie geliebt, seine Stunde war gekommen. Die Schönheit der Unbekannten, durch ihre Schwermuth noch anziehender gemacht, die Thräne in ihrem großen schwarzen Auge, der jungfräuliche halb entschleeyerte Busen, Alles das erweckte und belebte Gefühle, die vormals unter dem Druck der Armut schlummerten, und nachher von der Last der Geschäfte erstickt wurden. Sangaar

gar war so versunken in das Anschauen des lieblichen Mädchens, daß er Knechte und Kameele darüber vergaß, und die hereinbrechende Nacht veressen haben würde, wenn die schöne Unbekannte nicht von ungefähr ihr Auge gen Himmel gewandt, und bey dieser Gelegenheit den Schatten einer Gestalt unter den Bäumen gegenüber erblickt hätte. Mit einem Ach! von Schrecken ausgepreßt, sprang sie auf, schlug den Schleyer über Gesicht und Busen, und eilte so schnell vom Brunnen hinweg, daß ihre Füsse kaum die Spitzen des Grases berührten.

Sangaar stand leblos, ohne eine andere Bewegung als die der Augen. Er sah wie das Mädchen einige hundert Schritte weit lief, bis zu einer steinernen Bank, wo eine Sklavin und zwey kostbar gekleidete Neger sie zu erwarten schienen. Dort schwang sie sich behebend auf einen schneeweißen Zelter, und floh so schnell die Straße gen Baadad hinab, daß ihr Gefolge sie kaum einholen konnte. In wenig Minuten

war die ganze Scene aus Sangars Augen, aber nicht aus seinem Herzen verschwunden. Unwillkürlich sank er auf die Kniee vor der Nasenbank, auf welcher die von ihrer schönen Last nur leicht gedrückten Blüthen sich ungeknickt wieder empor hoben; unwillkürlich berührten seine Lippen die Spur des niedlichsten Fusses im Sande. Schon war die Dämmerung herein gebrochen, als er Gedankenvoll zu seinen Knechten zurückkehrte, die bereits besornt um ihn waren. Er zog ein in das stolze Bādad, aber weder die schimmernden Palläste, noch die glänzend erleuchteten, und mannichfaltig ausgeschmückten Tüden, vermögten seine Sinne zu rühren. Träumend ließ er die Zügel seines Kamels locker hängen, Gedankenlos betrat er die Herberge, und in wachen Träumen fand ihn die Morgensonne am offenen Fenster.

Vergebens schweifete er mehrere Tage in der Residenz des Kalifen umher, vergebens schielte er nach jedem Fenster, bemühte sich jeden Schleyer

mit seinen Blicken zu durchbohren; er sah die schöne Unbekannte nicht wieder. Dreymal wallfahrte er zum Brunnen, aber auch da fand er sie nicht. Eben so fruchtlos war das Bestreben, ihr Bild aus seinem Herzen zu reissen. In düstere Schwermuth versunken trieb er sich Wochenlang herum, und schob seine Reise nach Ormuzd von einem Tage zum andern auf.

Endlich behauptete die Freundschaft ihr Recht; er erinnerte sich des Auftrags, den ihm Selim ertheilt, und es fiel ihm zum Erstenmale wieder bey, warum er eigentlich nach Bagdad gekommen? er nannte Fatimens reichen Vorkund, und erfuhr mit wenig Mühe seine Wohnung. Eine Menge Sklaven umringten ihn, und fragten nach seinem Begehren. Der Herr, hieß es, sey nicht zu Hause, wenn aber sein Anbringen wichtig sey, so möge er nur indessen in den Garten treten, und daselbst ein wenig verweilen.

Sangar schlenderte eine Zeitlang im Garten herum, besah eine Bildsäule, roch an eine Blume

Blume, besaßte die Blüten eines Baumes, und hatte immer nichts gesehen und nichts gehört. Der eine Flügel des Hauses stieß an den Garten, die Fenster waren mit grünen Stäben vergittert, und der Westwind spielte mit dem leichten Flor der hinter den Stäben wallte. Gedankenlose Neubegier trieb Sangar an Eines dieser Fenster, und als der tändelnde Zephyr eben wieder den Flor ein wenig lüftete, sah er auf einen Polster hingegossen ein schlummerndes Mädchen — Gott! es war die geliebte Unbekannte! — Seine erste Empfindung war das reinste Entzücken, — die Andere das fürchterlichste Entsetzen! — Denn ach! wer konnte es anders seyn als Fatime, die Braut seines Wohlthäters, seines Busenfreundes.

Er stoh aus dem Garten als jage ihn ein Gespenst. Kein endlicher Geist schildert den Kampf seiner Gefühle. Hundertmal war er im Begriff der Gewalt der Leidenschaft zu unterliegen, hundertmal richteten Tugend und Dankbarkeit

ihn wieder auf. In einem Augenblicke trieb ihn der Sturm der Liebe bis vor Fatimens Wohnung, er wollte zu ihren Füßen sinken, ihr Selims Tod berichten, und um Gegenliebe, als um das letzte Vermächtniß seines Freundes bitten; in einem andern Errotiff er hastig den Ring, rannte fort, Fatimen die nahe Zurückkunft ihres Bräutigams zu verkünden, und dann sein elendes Daseyn in den Wellen des Tigris zu begraben.

So verstrich ihm langsam ein Monat unter fürchterlichen Quaalen; seine Seele litt namenlose Pein, und sein Körper zehrte sich zum Schatten ab. Manchen Tag und manche Nacht lag er ohne Speise und Trank auf der Nasenbank am Brunnen, wo er Fatimen zum Erstenmale sah. Sonnenglut und Regen, Hunger und Durst, Herzenskummer und Seelenqual entzündeten endlich ein schleichendes Fieber in seinem Blute; er merkte es und freute sich dessen. Müde des Lebens verschmähte er jede

3. Bd., 5 Hülf,

Hülfe, und trieb sich rastlos unter freyem Himmelmel in der Gegend von Bagdad herum. So kam er eines Abends vor die Pforte deines Karavanserais, und weil seine Füße ihn nicht weiter zu tragen vermogten, solate er deiner Einladung. Das übrige ist dir bewußt. Sein erschöpfter Körper erlag endlich, er fühlte den herannahenden Tod; er fühlte ihn, und verlangte nach dir, um dir sein Geheimniß mitzutheilen, und dich zu bitten, Fatimen den Ring nebst Selims Botschaft zu überbringen.

Du warst früh des Morgens nach Bagdad gegangen. Es mag dir entfallen seyn, daß kein Geschäft, sondern nur ein freundschaftlicher Besuch dich dahin rief. Du wußtest nicht, wie viel Elend du verhütet haben würdest wenn, du diesen Besuch aufgeschoben hättest. Als du zurückkamst, vermogte Sangar nicht mehr zu sprechen. Drey mal versuchte er es, den Nahmen Fatime zu nennen, aber der Nahme starb auf seiner Lippe, und sein Geist entfloß.

Du wähtest, er habe dir den Ring aus Dankbarkeit vermacht, du freustest dich sorglos eines Geschenke, an welches eine höhere Macht das Schicksal zweyer Liebenden geknüpft hatte. Die sechs Jahre waren verlossen, und noch hartete die treue Fatime. Neue Liebhaber meldeten sich, und wurden abgewiesen. Der Vormund schalt, die Welt spottete, aber Alles vergebens. Selim treulos — das konnte sie nicht denken; Selim tod — das mochte sie nicht glauben. Wer weiß, dachte sie, welcher Zufall ihn länger aufhält: die Hitze in den Thälern von Abu Schäbr, die Kälte auf den vier Bergen, unweglame Wälder und reißende Ströme, Alles das hat seine Rückkunft nur verzögert; er ist vielleicht erkrankt, aber er lebt, und wenn er lebt, so liebt er mich noch.

So sprach das harrende Mädgen sich Muth und Hoffnung ein, und wenn ihre Schwermuth zuweilen obseigte, so bestieg sie den Zelter, ritt zu dem Brunen, wo Sangar sie fand, blickte

Stunden lang in die Ferne den Weg hinab, den Selim heraufziehen mußte, und ihr Herz klopfte schneller bey jedem Straußwölflgen, das in der Ferne auf der Landstraße wirbelte. Immer vergaß sie sich an diesem Pläzgen, das sie zum Heiligthum ihrer schwärmenden Liebe erkohren hatte; immer war sie taub und blind für die Gegenstände um sich her, und dachte wenig an ihren Schleyer, wenn er sie hinderte, die Reisenden auf der Straße zu beobachten. So geschah es einst von ohngefähr, daß der Kalife sie sah, als er von der Jagd zurückkehrte. Ihre Reize fesselten ihn augenblicklich. Zwar schwang sie sich eben so rasch als damals, bey Sangars Erscheinung, auf ihren Selter und verschwand, aber der Kalife sandte ihr Eilboten nach, ihre Wohnung auszuspähen, und noch am selbigen Abend wußte er Alles was er wissen wollte. Fatimens karger Vormund wurde in den Pallast beschieden, der glänzende Antrag, sein Mündel in den Harem des Beherrschers der Gläubigen zu liefern, überraschte ihn, reiche Geschenke ver-

verblendeten ihn, und er eilte entzückt nach Hause, Fatimen das Glück zu verkünden, das ihrer wartete.

Das treue Mädchen verwarf den Vorschlag mit Abscheu. Der Vormund nannte sie ein albernes Kind, und drohte, sie mit Gewalt in des Kalifen Arme zu liefern. Sie trotzte der Gewalt, und schwur, selbst in den Mauern des Harems, ihrem Selim unverbrüchlich treu zu bleiben. Er erfüllte seine Drohung, und sie ihren Schwur.

Vergebens warf die glühendste Liebe den Beherrscher von Bagdad zu ihren Füßen; vergebens brachte jeder Tag neue kostbare Geschenke, neue ihr zu Ehren veranstaltete Feste; Bitten und Drohungen blieben fruchtlos, und Selims keusche Braut ungerührt. Zwar mußte sie bekennen, der Kalife sey ein guter, Achtungswerther Mann; denn wenn auch zuweilen im Tausmel der Leidenschaft ihm ein Wort von Gewalt entschlüpfte, so war es doch nur ein Wort das

nie zur That wurde; immer leate sich der Sturm bald, und eine zärtliche Bitte um Verzeihung, beschloß jedesmal einen solchen Austritt. Sie hatte Mitleid mit ihm, nach und nach verwandelte sich das Mitleid in Freundschaft, sie hielt ihn ihres Vertrauens werth, und um ihm den Wahn zu benehmen, als sey nur Er ihr verhaßt, entdeckte sie ihm das Band, welches seit länger als sechs Jahren sie an einem andern geliebten Mann fesselte. Sie hatte sich in dem Kalifen nicht geirrt, er trauerte über diese Entdeckung, aber er ehrte die Rechte der Liebe, und bat um ihre Freundschaft, die sie ihm willig und herzlich zugestand. Die einzige Hoffnung welche er sich noch erlaubte, war auf Selims Ansehen bleiben gegründet, das nur durch Tod oder Untreue sich erklären ließ. Er suchte über diesen Punct alle Gründe geltend zu machen, die schon der Vormund erschöpft hatte, aber mit eben so schlechtem Erfolg als Jener. Wenn er ihr vorstellte, wie unwahrscheinlich es sey, daß Selim nicht wenigstens den Ring zurückgeschickt haben sollte,

sollte, da so oft reisende Kaufleute, die aus Indien nach Persien zurückkehrten, ihm die Gelegenheit dazu darboten; so wußte Fatime zwar nichts erhebliches darauf zu antworten, aber ihr Herz widersprach, und wer kann ein widersprechendes Herz überzeugen? — Es blieb also dem Kalifen nichts anders übrig, als diejenige Tugend zu üben, die sich am schwersten mit der Liebe verträgt: die Geduld! er mußte ruhig abwarten, daß die Zeit den Knoten löse.

Damals versank dein fleißiger Nachbar unverschuldet in Armuth, du giengst zu dem Juweelenhändler, und verkauftest deinen Ring um ihn zu retten. Der Juweelenhändler fand das Kleinod so auserlesen, daß er es würdig hielt, dem Kalifen anzubieten. Der Kalife kaufte es, und brachte es Fatimen zum Geschenke. Fatime schrie laut auf, als sie den Ring erblickte, und sank ohnmächtig zu Boden. Der Kalife fand versteinert. Das Mäddgen erhobte sich, stürzte zu seinen Füßen, wand sich mit Todesangst

angst um seine Kniee, weinte, schluchzte, stammelte Selims Nahmen — und der Beherrscher von Bagdad errieth, daß dieser Ring der Nennliche sey, der schon so lange, mit magischer Kraft der Liebe, seine Wünsche fruchtlos gezaubert hatte. Von dieser schrecklichen Entdeckung überrascht, riß er sich wild von Fatimen los, verschloß sich drey Tage lang in sein innerstes Gemach, und kämpfte zwischen Leidenschaft und Edelmuth. Am Morgen des vierten Tages ließ er den Juweelenhändler zu sich entbieten. „Wo hast du den Ring her, welchen du mir verkaufst?“ fragte er mit zitternder Stimme. Der Juweelenhändler nannte dich. Bey dem Nahmen Ali ward dem Kalifen ein wenig leichter um das Herz. Ali, dachte er, ist nicht Selim; wer weiß, durch wie manche Hände dieser Ring schon gegangen; am besten ich suche dem Dinge selbst auf die Spur zu kommen, enthülle das Geheimniß, finde den Jüngling tod, oder des Mädgens unwerth — wo nicht — wohl! so gebe ich ihn der Geliebten zurück.

Bekleidet und unbemerkt schlich' der Kalife aus seinem Pallast. Du weißt, wie er als Pilger zu deinem Karavanseraï kam, wie er ängstlich umher spähte, den gefürchteten Selim zu entdecken; wie er bebend dich fragte, von wem du den Ring erhalten? wie er entzückt bey Sangars Grabe stand, weil er es für Selims Grab hielt. Von neuer Hoffnung belebt, slog er in seine Residenz zurück, und berichtete Fatimen Selims vermeynten Tod. Das arme Mädgen litt unaussprechlich, aber noch immer konnte und wollte sie sich nicht von Selims Verlust überzeugen. Was sie auch für Ursachen hatte, kein Mißtrauen in den erprobten Edelmuth des Kalifen zu setzen, so flüsterte doch noch immer eine geheime Stimme, es sey möglich, daß dieser nemliche Ali mit ihrem geliebten Selim nur Eine Person ausmache, und ob sie sich gleich keinen wahrscheinlichen Zusammenhang denken konnte, so bestand sie doch mit Wärme darauf, diesen Ali selbst zu sehen. Nun wurdest du nach Hofe gerufen, du tratest in das Zimmer, Fati-

me war in der heftigsten Bewegung, der erste Blick auf dich überzeugte sie, du seyst nicht Selim, und doch suchte sie während einer langen Pause noch immer den Verlorenen in dir. Endlich sagte sie Nein er ist es nicht, und sprang auf um ihre Thränen zu verbergen. — So darf ich hoffen? fragte der Kalife. — Ja versetzte das Mädchen zitternd und verschwand.

Jetzt erhob der Beherrscher der Gläubigen dich zu seinem Liebling, theils, wie er sich selbst überredete, um die edle That zu belohnen, durch welche du deinen armen Nachbar vom Verderben errettet; größtentheils aber aus Dankbarkeit und Freude, weil der Zufall dich zum Werkzeug gebrauchte ihm Fatimens Besitz zu verschaffen; denn nur selten belohnt ein Großer dieser Erde edle Handlungen, wenn sie ihm keinen Vortheil brachten.

Noch verstrichen mehrere Monate, bis Fatimens wütender Schmerz in stillen Kummer übergieng. Dann ergab sie sich dem Kalifen, aus

aus Freundschaft, nicht aus Liebe, denn dieses Gefühl war mit Selim in ihrem Herzen erstorben. Den Tag nachher, an welchem der Kalife die leidende Fatime zur ersten Sultantin seines Harems erklärt hatte, kehrte Selim reich, froh und hoffnungsvoll nach Bagdad zurück. Er flog in die Wohnung der Geliebten, und fand sie leer. Er irrte auf den Straßen umher, und das hundertjüngige Gerücht verkündete ihm sein Elend. Herabgestürzt von dem Gipfel seiner Hoffnungen wälzte er sich in dem glühenden Pfuhl der Verzweiflung. Unter lautem Kreiseln stieß er auf dem Markte von Bagdad einen Dolch in seine Brust, aber auch den Tod versagte ihm das unerbittliche Schicksal. Grausam hilflos trug ein Bürger den Blutenden in sein Haus, versorgte und heilte ihn. Aber er heilte nur seinen Körper, der Gedanke daß Fatime selbst, durch Hoheit geblendet, ihn dem Kalifen opferte, zerrüttete seine Seele. Er wurde wahnsinnig, kam als ein Gespenst nach Indien zurück, und lebt dort an den Ufern des

Gang

Ganges von den Wohlthaten eines guten Brahminen. Zum Glück hat Fatime nie Etwas von ihm erfahren, sie betrauert ihn noch heute als tod, und seufzt nach der Vereinaung mit ihrem Bräutigam in dem bessern Lande der Ruhe.

So, Ali, trennte deine edle Handlung zwei liebende Seelen auf immer! aber auch der Nachbar, den du zu retten gedachtest, ist durch dich elend geworden. Hättest du ihn, den nie an Ueberfluß gewöhnten, nur der nahen drohenden Gefahr entrisen; hättest du ihm nicht weit mehr gegeben, als er gerade in jenem Augenblicke bedurfte; er wäre wieder ein fleißiger Arbeiter geworden, und hätte sich und seine Kinder redlich ernährt. Aber deine unbegrenzte Wohlthätigkeit machte ihn reicher, als er vor seinem Falle war. Er wurde übermüthig, zog nach Samarkand, vertiefte sich in mißliche Speculationen, wollte es den Ersten der Stadt gleich thun, ward ein Verschwenker und endlich ein Bettler. Er schmachtet noch heute im Kerker, sein Weib

ist

ist aus Gram gestorben, und seine Kinder suchen ihr Brod vor den Thüren guterziger Menschen.

Während dieß Alles durch dich geschah, lebest du Sorgenfrey, und im stolzen Bewußtseyn deines Edelmuths, im Pallast des Kalifen. Wenn auch dann und wann feile Richter, stolze Pfaffen und Raubsüchtige Höflinge dir das Leben verbitterten, so ward doch Alles das dir reichlich durch die Freundschaft deines Herrn, und jenes liebenswürdigen Jünglings, seines Neffen, vergolten. Der lehrere vertraute dir seine Leidenschaft für ein Weib des Harems, welches er in den Gärten seines Oheims belauscht hatte. Du warntest ihn, du bebstest vor seiner Gefahr, und sprachst von seinen Pflichten. Er schwieg und floh dich. Die Leidenschaft hat für Gefahren nur Spott, und für Pflichten kein Gedächtniß. Du glaubtest ihn von seiner thörigten Liebe geheilt, er war es nicht. Das Weib das ihn verstrickte, besaß Schönheit und Lannen, Verstand und Eitelkeit. Der Kalife selbst hatte vormals

sie

sie auszeichnet, aber seit Fatimens mächtigere Reize ihn gefesselt hielten, bewohnte Mirza, sammt allen ihren Schwestern, den Harem nur noch der Sitte wegen, und sah ihren Beherrscher nie, als wenn er dann und wann im Garten, losend mit der Geliebten, an ihr vorüberging, ohne sie zu bemerken. — Ohne sie einmal zu bemerken! — Diese Geringschätzung konnte die stolze Mirza nicht verschmerzen; sie haßte ihre Nebenbuhlerin von ganzer Seele, und harrete mit Sehnsucht auf eine Gelegenheit sich zu rächen. Ihr neuer Liebhaber, ein feurriger, unbesonnener Jüngling, sollte ihr zum Werkzeug dienen.

Die geschwätziqen Zungen des Harems hatten ihr die Geschichte des Dinges hinterbracht, sie wußte welchen Werth Fatime auf dieses Kleinod setzte, und wie sie oft in stiller Einsamkeit das Denkmal ihrer Liebe mit Thränen bethaute. „Die Zeit, sprach Mirza, ist noch nicht gekommen, den verblendeten Kalifen aus seinem  
„Tau-

„Tau zu wecken. Wohlau, die Nache verweile indessen bey der Rinde des Baumes, bis es ihr einst gelingt, auch das Mark auszu-schälen.“ — Diesem Vorsatz getreu, spielte Mirza die Spröde gegen ihren Liebhaber, erhielte seine Glut immer mehr und mehr, und foderte endlich als einen Preis ihrer Günstbezeugungen, Fatimens Ring von ihm.

Der Wahnsinn der Liebe führte den Jüngling von der Bahn der Unschuld auf den Pfad des Lasters, vom Gedanken zur That. Er bestach einen schwarzen Verschnittenen, der die Gelegenheit wahrnahm, Fatimen das Kleinod zu stehlen, welches ihrem Herzen so theuer war. Der Preis des Verbrechens lag zu Mirzas Füßen, und den trunkenen Jüngling lohnte schändliche Wollust.

Fatime war außer sich, als sie ihren Verlust gewahr wurde, sie weinte und tobte, mit zerstreutem Haar und todtensblaffen Wangen drang sie in das Gemach des Kalifen, umfaßte seine



Opfer dieses Ringes werde einen verarmten Nachbar beglücken, machte aus einem fleißigen Hausvater einen Verschwender; durch dich kam dieß Kleinod in die Hände seiner Eigenthümerin zurück, und wurde ein Werkzeug schöner Mache. Du bist Schullos, das ist wahr; aber bekenne! Du bist doch nur Schullos wie der Ring selbst.

Hier schwieg der Genius. Unmuth und Verwirrung lagerten sich auf Alis Stirn. Es erfolgte eine lange Pause. Endlich hub Ali wieder schüchtern an:

Du hast meinen schönen Traum, von Schätzen durch Tugend erworben, zerstört; auch meine Gärten sind mit Thränen behaut, auch um meine Palläste irren die Seufzer der Unglücklichen. Doch ich besitze noch Einen Schatz, den kostbarsten! ein treues, gutes Weib! dessen Liebe ich einer edlen That verdanke, dessen Herz ich keinem andern raubte, und in dessen Armen ich reich bleiben würde, wenn auch ein Blitz meine Palläste zerschmetterte, und ein

Erde

Erbeben meine Gärten verheerte. — Als ich einst an einem schönen Morgen am Ufer des Egris lustwandelte, wurde ich plötzlich durch ein weibliches Kreischen erschreckt, das vom jenseitigen Ufer herüberschallte. Ich wandte meine Blicke dahin, und sah ein verschleiertes Mädchen, welches, die Hände ringend, mir zuwinkte, und auf einen Knaben deutete, der eben in den Fluß gefallen war. Schon verschlang ihn der Strom, begrub ihn tief in den Wellen, und nur dann und wann hob noch ein Zipfel seines Gewandes sich noch aus dem Wasser. Meine Empfindung, riß mich eben so schnell mit fort, als der Strom den Knaben. Ich stürzte mich ihm nach, arbeitete mühsam gegen die Gewalt der Wellen, erreichte endlich die Beute, erariff sie bey den Haaren, und entriß sie dem Fluß Gott. Das Mädchen am jenseitigen Ufer dankte mir durch Zeichen. Sie schlug ihren Schleier zurück, ich erblickte eine himmlische Gestalt; sie lächelte hold, und ich fühlte weder Kälte noch Nässe in meinen Gliedern. Ich glaubte, der

3 2

gete

gerettete Knabe sey mindestens ihr Bruder, ich irrte mich, es war ein fremdes Kind aus Bagdad und nur die Menschlichkeit hatte dem Mädchen das Angstgeschrey ausgepreßt.

Ich gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß ich ihr näher zu kommen wünsche. Sie nickte freundlich, und deutete mit dem Finger auf ein Landhaus, das zwischen Olivenbäumen hervorschimberte. Sie gieng und sah sich noch oft nach mir um. Ich wechselte meine Kleider, warf mich in ein Boot, durchschnitt den Strom, wandelte unter den Olivenbäumen, und begegnete einem ehrwürdigen Greise, dem Alma bereits erzählt hatte, was vorgefallen war. Er empfing mich Gostfrey und führte mich ohne Mißtrauen zu seiner holden Tochter. Sie hatte sich in einen dichten Schleier verhüllt, aber ihr reizendes Bild stand unverschleiert in meinem Herzen. Ihr Gespräch, der helle Geistesblick, die edle Sanftmuth ihrer Empfindungen, gab diesem Wilde Wärme und Leben. Schon am Abend des dritten Tages wurde ich so kühn, ihr meine

meine erste Liebe zu bekennen; am Abend des dritten Tages gestand mir Alma, mein rascher Sprung in den Tigris habe ein bisher unbekanntes Gefühl in ihrer Brust erregt, mein Umgang habe sie den Nahmen dieser Empfindung kennen gelehrt; schüchtern sank sie an meinen Busen, und stammelte das Wort Liebe! Zu den Küßen ihres Vaters wiederholten wir unser Bekenntniß, in den Armen des entzückten Greises schlossen wir den holden Bund, der noch heute alle meine Wünsche krönt. Mäoae immerhin Drosmaes mir die Schätze des Zufalls rauben, er lasse mir mein gutes Weib, und ich habe nichts verlohren. Eine edle That gewann mir Almas Herz, und — gönne mir den süßen Glauben — daß ihr Besitz mein Glück, und keines Menschen Unglück schuf.

Ungern, so sprach der Genius, raube ich dir auch diesen Wahn. Der Knabe, welchen du aus den Fluten des Tigris errettet, wurde ein Vatermörder.

Aber mein Weib? rief Ali hastig.

Nun ja, dein Weib; versetzte der Genius. Wie magst du glauben, dieß holde sanfte Geschöpf habe nur dich allein beglücken können? schon mancher biedere Jüngling trachtete nach ihrem Besitz, und nährte Hoffnungen, welche dein Erscheinen vernichtete. Ohne deinen raschen Sprung in den Tiaris, würde Alma die Gattin des edlen Mahmuds geworden seyn, der jetzt an der Seite eines zänkischen Weibes, ein bitteres Daseyn tropfenweise verschluckt; oder sie würde die treue Liebe des biedern Hassan belohnt haben, der, als er ihren Verlust erfuhr, feyerlich gelobte, sein Leben in trüber Einsamkeit zu verweinen. Er weint noch in der Wüste, keine Gattin trocknet seine Thränen, kein Sohn wird ihm die Augen zudrücken. Ein gutes Weib ist eine süße Frucht, die kein Wanderer pflücken kann, ohne dem ermatteten Pilger, der vielleicht wenige Schritte hinter ihm gieng, ein Lobsal zu rauben. Lechzend wirft dieser sich unter den Baum, und beneidet den Glücklichen, den der Zufall früher herbey führte.

Guter

Guter Gott! sprach Ali: so ist denn Alles was mein Herz beglückt, auf Kosten meiner Brüder mir verliehen! nur ihr nicht holde Knaben, die mir Alma gebohren! nur das Lächeln eurer Unschuld gewährt mir süße Freuden, die kein Gedanke an fremdes Elend verbittert.

Weß mir! rief der Geist, daß ich dem unbittlichen Schicksal gehorchen, und auch diesen letzten Trost dir grausam entreißen muß. Diese Knaben, auf deren Wange frohe Unschuld lächelt, werden einst ganz Persien in Flammen sehen. Ha! ich schaue in die enthüllte Zukunft! Aus ihren Lenden entspringen die Schachs von Karasm, welche den Umsturz der Seljukischen Dynastie von Iran befördern werden. Einer deiner Enkel, Mahmens Atiß, wird sich dreymal gegen den großmächtigen Sultan Sanjar empören, und endlich seinen Wohlthäter durch fressenden Gram langsam erworden.

Der Genius schwieg. Ali verhällte sein Antlitz und krümmte sich schluchzend in den Staub.

Staub. Als er den Thränen schweren Blick wieder emporhob, sah er in der Ferne das feyerliche Gepränge der strafenden Gerechtigkeit: ein Weisethäter wurde zum Tode geführt. Ach! rief er aus: du hast mein Herz zermalmt! du hast mich von dem Gipfel meiner frohen Täuschungen so tief herabgestürzt, daß ich fast wünschen mögte, an der Stelle jenes Verworfenen zu seyn, der in wenig Augenblicken den Tod leiden wird, um das Gaukelspiel dieses Lebens auf immer zu vergessen!

Warum, fragte der Genius, warum nennst du jenen Unglücklichen einen Verworfenen?

Hat er nicht, versetzte Ali, eine arme Wittwe bestohlen? ein unschuldiges Mädchen versüßet? und einen Freund ermordet?

Wahr! sagte der Geist: er ist ein großer Bösewicht, und mit Recht hältst du ihn für elend, wenn du von seiner innern Ruhe und Zufriedenheit sprichst. Er würde selbst auf einem Throne arm an echter Freude bleiben. Aber du irrst,

wenn

wenn du glaubst, er habe durch seine Verbrechen Unglückliche gemacht. Die arme Wittwe, die er bestahl, brachte ihre Klagen vor den Kadi, einen redlichen jungen Mann. Er sah sie öfter, ihre Reize, ihre Thränen und ihr Verstand gewannen sein Herz, er wählte sie zu seiner Gattin, und beyde haben noch nie die glückliche Wahl bereut. — Das Mädchen, das jener Bösewicht verführte, war eine eitle leichtsinnige Dirne; durch ihr Unglück wurde sie gebessert, und führte ein stilles eingezogenes Leben. Ein biederer Kaufmann bot ihr seine Hand an, die sie standhaft ausschlug. Er ließ nicht nach sie mit sanften Bitten zu bestürmen, um die Ursach ihrer Weigerung zu erfahren. Sie gestand ihm endlich, sie sey seiner nicht werth. Dieß Bekentniß mehrte seine Achtung, und vertilgte seine Liebe nicht. Ihr beruhigtes Gewissen erlaubte endlich ihrem Herzen dem süßen Hange zu folgen, sie ward Gattin, Mutter, und eine treue, fleißige Hausfrau? — Der Freund, den jener Missethäter ermordete, war trunken.

Mit einer Fackel in der Hand taumelte er nach seiner Wohnung. Wäre er nicht durch den Dolch dieses Menschen gefallen, so würde er in der Trunkenheit sein Haus angezündet, halb Wandad in die Asche gelegt, und einige hundert Familien ins Elend gestürzt haben.

So, Ali, schlägt eine unendliche Kette sich in zahllosen Krümmungen durch einander, und kein sterbliches Auge vermag diesen Krümmungen nachzuspüren. So strebt ein Jeder nach Glück auf Kosten seines Bruders, der vielleicht fern von ihm steht, den er vielleicht nie sah, und dessen Schicksal er am wenigsten mit dem Seinigen verwebt glaubte. Kein Wasserträger, an dem du vorübergehst, ist unbedeutend für dich. Selbst dieses Vorübergehen bestimmte vielleicht eine Kette von Begebenheiten, deren erster Kaden deinen kurzfristigen Blicken verborgen bleibt. Es hat noch nie ein Mensch auf der Welt gelächelt, ohne daß ein Anderer Thränen darüber vergossen hätte, und eben so umgekehrt. Drum

ent-

enthalte dich des Uebermuths. Du bist ein aufter Mensch, aber dabey erwirbt Niemand als du selbst; denn ein guter Mensch thut nicht mehr Gutes in der Welt als ein böser; beyde liefern nur Sandkörner zu dem großen Bau des Weltalls, dessen Plan allein Gott umfaßt! Freue dich deiner Zufriedenheit, deiner Gewissenruhe, deines edlen Bewußtseyns, denn du, und nur du allein, würdest ohne diese, nicht glücklich seyn. Aber vergiß nie, daß du nur ein Werkzeug in der Hand des Schicksals bist; danke dem Schöpfer, daß er dich zu einem kleinen Rade in dem großen Uhrwerke schuf, und nicht zu einem Stäubgen bestimmte, um ein solches Rad dann und wann aufzuhalten. Der Tod kuetet alle geschaffene Wesen wieder in eine Masse zusammen, und nach Jahrtausenden schwebt nicht einmal mehr eine leise Erinnerung über dem Chaos, dessen losgerissene Stäubgen einst zu bestimmen waaten, was gut oder böse sey.

Hier verschwand der Genius. Trübfinnig schlich Ali zurück in den Pallast, schloß beben-

feine

seine Gattin in die Arme und blickte mit Behemuth auf seine Knaben. Großer Drossmades! rief er mit gefalteten Händen: wie weise bist du, daß du einen dichten Schleyer über die Vergangenheit und Zukunft warfst. Welches Geschöpf auf Erden würde sich noch freuen, wenn es in jedem Augenblicke das Elend gewahr würde, das auch die schuldloseste Freude einem Dritten bereitet! —

### Eine Jugendgeschichte des Verfassers.

Ich bin von der Wahrheit, daß Kleinigkeiten, die völlig unbedeutend scheinen, oft einen mächtigen Einfluß auf unser ganzes Schicksal haben, so innig durchdrungen, daß ich mich nicht enthalten kann, eine Anekdote aus meinen Kinderjahren zu erzählen, welche mich höchst wahrscheinlich aus einem halben Geizhals zu einem halben Verschwender umgeschaffen hat.

Ich

Ich wohnte nebst meiner Mutter in Weimar in dem sogenannten gelben Schlosse, ich war, wo ich nicht irre, neun oder zehn Jahr alt. Meine Mutter schenkte mir wöchentlich einige Groschen zu Näscherereyen. Diese sammelte ich sorafältig in einem grün seidnen Beutel, der bald mein Abott wurde. Die Kam der Beutel aus meiner Tasche, nur des Abends nahm ich ihn heraus, um ihn unter meinem Kopfkissen zu verwahren. Am Tage war er mein einziges Spielwerk, und besonders gern brauchte ich ihn zum Ballen; wo ich gieng und stand, warf ich ihn in die Luft oder an die Wand, und fieng ihn wieder.

Als mein kleiner Schatz bereits zu einigen Thalern angewachsen war, stieg ich eines Tages die Treppe hinauf bis in die obere Etage. Die Treppe des gelben Schlosses ist so ins Viereck gebaut, daß, wenn man ganz oben steht, man bis herunter in den Keller sehen kann. Ich spielte, nach meiner Gewohnheit, Ball mit dem

dem geliebten Beutel, er fiel, und fiel durch alle drey Etagen durch herab in den Keller. So kam es mir wenigstens vor; es kann aber auch seyn, daß er auf irgend einer Stufe liegen geblieben, und ein eben Vorübergehender ihn sogleich aufgehoben hat; denn trotz meines sorgfältigen Suchens fand ich ihn nie wieder. Von dem Augenblicke dieses Verlustes an — gute Nacht alles Sammeln und Sparen! die Groschen wurden vernascht in der nemlichen Stunde da ich sie erhielt. Der Hang zum Geiz war verschwunden, und hat mich, Gott sey Dank! nie wieder gequält.

Wer mag die Folgen dieser unbedeutend scheinenden Begebenheit berechnen? Was wäre aus mir geworden, wean ich den Beutel nicht verlohren hätte? und welchen Einfluß hat die unvermuthete Wendung meines Characters wieder auf das Schicksal von hundert andern Menschen gehabt? — Ferner: wer fand den Beutel? oder wer wird ihn noch einst finden? leicht möge

möglich, daß ein Mensch Besitzer davon wurde, oder werden wird, dem einige Thaler in dem Augenblicke sehr wichtig sind. Kurz! welcher Prophet entwickelt mir den Knoten zahlloser Begebenheiten, welche ganz gewiß durch das Fallen meines Beutels bewürkt wurden? —

### Hingeworfene Gedanken,

welche durch das vom Herrn Grafen von Soden projectirte deutsche Pantheon, und die in Girtauers Journal darüber enthaltenen Aufsätze, entstanden sind.

Graf Soden schlägt vor: im Mittelpunct von Deutschland einen Saal zu erbauen, oder zu miethen — (ums Himmelswillen nicht miethen!) wo die Büsten und Werke solcher Männer aufgestellt werden sollen, welche Talent und Tugend in sich vereinigt haben. Die Kosten zu diesem Unternehmen sollen die patriotischen Deutschen durch Subscription zusammen bringen.

bringen. Ob man würdig sey in das Pantheon aufgenommen zu werden, soll ein sogenannter Areopaa beurtheilen, der aus achtzehn verdienstvollen Männern besteht. Warum gerade achtzehn? weil jeder deutsche Kreis zwey Subjecte dazu liefern soll, und weil der deutschen Kreise neune sind. Den ersten Areopaa will Hr. v. Soden selbst ernennen, mit Beyhülfe Herrn Girtanners, dessen Bescheidenheit sich aber diese Ehre verboten hat.

Ich gebe zu, daß dieser Gedanke ein schönes, erhabenes Spielwerk ist, aber ich finde auch, daß die Einwendungen, welche man dagegen gemacht hat, sehr gegründet sind. Der deutsche Patriotismus ist ein armer Wicht, der sich gar zu gern Freybillets ausbittet, wenn er ins Schauspiel gehen will; ein fleißiger Leser, der sich aber nur für Lesebibliotheken abonniert, und nie selbst Bücher kauft; er gleicht jenem drolligen Menschen, der auf eine Sache, die er behauptete, wohl schwören, aber nicht wetten

ten wollte. Ich bin ein deutscher Mann, ein deutsches Weib, war vor einigen Jahren Modeausdruck, weil es hübsch klingt und nichts kostet. So lange der deutsche Buchhändler es für ein Glück halten muß, von einem beliebten Werke in mehreren Jahren 3000 Exemplare abzusetzen, indessen der Franzose und Engländer in Einer Woche 20000 verkaufen; so lange ist die Anzahl derjenigen unter uns, die Sinn und Geschmack für Geisteswerke haben, gewiß noch sehr klein. Lesen wollen sie Alle, aber kaufen mag keiner. Die Idee eines deutschen Pantheons loben, und, wenn es zu Stande kömmt, es neugierig beschauen, das wollen sie Alle, aber dazu beytragen wird Keiner. So habe ich, so weit ich hören köunte, nicht eine einzige Stimme vernommen, die Grossmanns Bestreben, unserm Lessing ein Denkmal zu errichten, nicht gepriesen hätte; aber wo bleibt das Denkmal? Die Verehrer Lessings schwören, es sey eine schöne, patriotische Idee, sie schwören es mit der Weinflasche in der Hand, für

welche sie so eben den Gulden zählten, den sie zu ihrem Beytrage bestimmt hatten. So ist es auch mit Sulzers Denkmal ergangen, und so wird es immer gehn, so oft man von den Deutschen mehr als kahle, unfruchtbare Bewunderung verlangt. Das macht, der kalte Deutsche ist keines Enthusiasmus fähig, er lächelt jeder Ueberspannung, wie er es nennt: er blickt auf die Enthusiasten mitleidig wie auf Kinder herab; er friert zwar nicht, wo der Franzose in Flammen geräth, aber er hat höchstens warm.

Folglich stürzt schon durch die Unmöglichkeit die Kosten aufzubringen, der schöne Saal des Grafen Soden zusammen. Er wird ihn weder bauen noch miethen. Aber wenn er nun wirklich schon da stünde; wenn die Schatten der großen Männer, deren Büsten ihn zieren sollen, bereits unter der corinthischen Säulenordnung wandelten; wer unter ihnen ist wahlfähig? und wer soll die Wahl bestimmen? nur Talent und Tugend, sagt Hr. v. Soden, geben

An

Ansprüche auf die Ehre des Pantheons. Aber was ist Talent? was ist Tugend? und wenn auch das Erstere allgemein anerkannt würde, wer vermag die Letztere zu würdigen? Wie mancher stiehlt die öffentliche Achtung, der nur eben so ehrlich war, daß er nichts that um gehangen zu werden! Wie mancher Anderer wird verleumdeter und verfolgt, dessen Herz und Beutel jedem Unglücklichen offen stehen! Wer soll die Nachrichten zu den Biographieen derer liefern, die auf die Wahl kommen? Will man sie von Freunden oder Feinden sammeln? Beyde sind partheyisch. Will man dem öffentlichen Gerüchte trauen? es ist eine Wolke, die freylich Jedermann sieht, die aber alle Augenblicke ihre Gestalt verändert, und aus der man unmöglich errathen kann, ob die Spitze des Berges, den sie verhüllt, Edeleu trägt oder in Schnee begraben ist. Will man die Unpartheyischen fragen? wo sind sie? es giebt keine. Jeder Mensch auf der Welt nimmt Parthey für oder wider eine Sache; wenn er auch gleich den Gründen, die ihn

R 2

bestim-

bestimmen, nicht nachspüren kann oder mag; so täuscht er sich doch selbst, wenn er glaubt, er handle bloß nach Ueberzeugung seiner Vernunft. Die Leidenschaften sind zu genau mit unserm Daseyn verwebt, die Eigenliebe hält uns an Millionen Fäden gefangen, und würkt auf alles was wir sagen oder thun.

Freylieh glaubt man diesem Einwurf vorzubeugen, wenn man einen Zeitraum von hundert Jahren bestimmt, um den Lebenslauf eines berühmten Mannes zu würdigen; dann soll Jeder auftreten, der Etwas gegen ihn zu erinnern hat; aber wird das den Areopag vor Mißgriffen sicher stellen? wird er nicht dennoch verführt werden, manchen Würdigen auszuschließen, und manchen Unwürdigen mit Lorbeern zu krönen? Gesezt, ein Mitglied des Publicums scharre nach hundert Jahren irgend eine unedle That aus dem Staube eines berühmten Mannes hervor, und melde sie pflichtschuldigst dem Areopag, giebt es denn nicht hundert Fälle,

Fälle, wo eine scheinbar böse Handlung die edelsten Bewegungsgründe hatte? wer kann nach hundert Jahren sie mit allen ihren Anlässen und Motiven aufstellen? dürfen wir doch kaum so kühn seyn, den Stab über das zu brechen, was gestern geschah. — Nein! die Tugend zu würdigen, gebührt nur dem großen Baumeister des ewigen Pantheons, der hoffentlich mehr thun, als Büsten aufstellen wird.

Eine andere auffallende Inconvenienz bey einer solchen öffentlichen Befragung und Beantwortung, ergiebt sich in Rücksicht auf die Nachgeliebenen des Schattens, der jetzt vor dem strengen Minos steht. Der Mann selbst ist freylieh tod, aber seine Enkel leben vermuthlich noch. Wer mag gern von seinem Großvater verkleinliche Dinge erzählen hören? wer wird das leiden? und wenn nun der Kandidat von der Ehre des Pantheons ausgeschlossen wird, bestraft man dadurch nicht seine Enkel? heißt das nicht den zügellosen Frankreichern in Lion nachahmen,

abmen, die, wenn sie die zum Tode verurtheilten nicht finden konnten, die nächsten Verwandten statt ihrer hingerichteten? — zu geschweigen, daß eben diese Enkel gewiß auch Feinde oder Freunde haben werden, die, um ihnen zu gefallen, oder um sie zu kränken, das Leben ihres Großvaters verschönern oder verschwärzen werden.

Da es also unmöglich ist, den Werth eines Mannes weder heute, noch morgen, noch nach Hundert Jahren zu schätzen, so bliebe für das Pantheon nichts übrig als sein Talent, und da entsteht abermals die wichtige Frage: wer soll das Talent beurtheilen? Ich fürchte, wenn das ganze Publicum zu Rathe gezogen wird, die Stimmen werden eben so getheilt seyn, wie bey der Tugend. Herr von Soden hat das vorausgesehen, und daher die Wahl der Beurtheilungskraft von achtzehn verdienstvollen Männern überlassen. Aber wer sind diese Männer? — Der Herr Graf wählt sie selbst. — Und wenn es nun Leute giebt, die dagegen protestiren? wenn

wenn zum Beyspiel Einer auftritt und sagt:  
 „ich lasse den Verdiensten des Dichters Soden  
 „alle Gerechtigkeit wiederfahren, er besitzt eine  
 „blühende Einbildungskraft, eine schöne Diction,  
 „u. s. w. aber unmöglich kann er billiger weise  
 „verlangen, daß ich mir von ihm einen Arcopag  
 „soll aufdringen lassen, ohne dessen Stempel  
 „wel es mir nicht erlaubt seyn soll, irgend ein  
 „Werk des Genies zu bewundern, und den Verfasser  
 „desselben für Pantheonsfähig zu halten.  
 „Solche Freyheiten nimmt sich nur die Litteraturzeitung.  
 „Hr. v. Soden hat mein Zutrauen zu ihm bereits dadurch geschwächt, daß er unter  
 „den ersten Büsten, mit welchen er sein Pantheon einzuweyhen gedenkt, nicht einmal  
 „Wielands Büste zählt. — Und wo will er seine Arcopagiten hernehmen? — Aus den neun  
 „Kreisen, und zwar aus jedem Kreise zwey. Heißt  
 „das nicht achtzehn reife Früchte von neun Bäumen  
 „men pflücken wollen? und zwar von jedem Baume  
 „zwey? da doch dieser Baum vielleicht mit lauter  
 „reifen Früchten prangt, und der Andere  
 „hin

„hingegen gerade keine einzige trägt. Siebt  
 „es denn nicht etwa Kreise in Deutschland, wo  
 „Christus den Fluch über den Feigenbaum aus-  
 „sprach?“

Was könnte Hr. v. Soden darauf antworten?  
 was könnte er antworten, wenn ein Mitglied  
 der Reichsritterschaft hinzusetzte: was haben  
 wir denn verbrochen, daß unsere Stimmen aus-  
 geschlossen seyn sollen? Auch die Bewohner der  
 Ostseeküsten, die Esth. und Liefländer, die recht  
 gut deutsch verstehen, könnten ihren Antheil re-  
 clamiren, aber glücklicherweise ist keiner unter  
 ihnen, der auf die Ehre des Pantheon, oder die  
 Stelle eines Acreopagiten Anspruch macht.

Gesetzt nun aber auch, der erste Acreopag  
 sey ohne Widerspruch erwählt, wie soll er sich  
 fortpflanzen? wie seine abgehenden Mitglieder  
 ersetzen? das überläßt Hr. v. Soden ihm selbst,  
 er soll sich durch eigne Wahl ergänzen. Ach! da  
 wird wieder gewaltig viel Menschliches mit un-  
 terlaufen, und ich fürchte, es wird in diesem

Con-

Conclave mehr cabalirt werden, als bey einer  
 Pabstwahl. Das Resultat von Alle dem könnte  
 wohl seyn: die Idee des Hrn. v. Soden ist und  
 bleibt eine liebliche Chimäre, die wohl der Kopf  
 eines Dichters ausbrüten konnte, die aber nie  
 vom deutschen Patriotismus groß gezogen wer-  
 den wird.

Ich habe auch einmal vor neun Jahren einen  
 ähnlichen Einfall gehabt, ich sah aber die  
 Schwierigkeiten bald ein, und vergrub das, was  
 ich damals darüber schrieb, unter meinen Pa-  
 pieren. Es traf sich nemlich, wie sich das sehr  
 oft in der Welt trifft, daß ich irgendwo einen  
 Dummkopf sah, der ein Kreuzgen im Knepf-  
 loch trug. Hm! dachte ich, es ist doch ärger-  
 lich, daß dieser Mensch mit einem Orden prangt,  
 weil er den Speichel der Großen leckte, und ih-  
 nen Dirnen verkuppelte, indessen die größten  
 Genies und Schriftsteller, die einen Glanz auf  
 ihre Nation zurückstrahlen, kein anderes Kreuz  
 tragen, als vielleicht ein Hauskreuz, welches

R. 5

fie

sie nicht öffentlich zeigen dürfen. Zwar weiß ich recht gut, daß dem verdienstvollen Manne wenig an solchem Ritterstaat gelegen ist, und daß z. B. der Sänger Oberons, oder der Dichter des Dom Karlos, auch ohne Band oder Stern der Stolz der Deutschen seyn und bleiben werden; aber das Menschliche gilt von jedem großen Manne, der einen Orden trägt, und auf diese Weise müßte gar kein Orden getragen werden. So ein Kreuzgen im Knopfloch schaft doch immer allerlei Nutzen, wäre es auch nur der, daß die Schildwachen bey öffentlichen Feyerlichkeiten dem Herrn Ritter schneller Platz machen, oder die Postmeister ihm auf Reisen höflicher begegnen. Da nun Gelehrte auch Schauspiele besuchen, und auch auf Reisen gehen, so sehe ich gar nicht ab, warum sie den wohlverdienten Vorzug entbehren sollen? indessen jener elende Kammerjunker sich sehr übel verdient damit brüftet. Man hat Orden für das militärische Verdienst errichtet, für die Kunst, die Menschen durch Kanonenkugeln in die andere Welt

zu schicken, warum nicht auch für das größere Verdienst, sie in dieser Welt glücklich zu machen? Ich weiß wohl daß die Kayserin von Rußland zuweilen ihr Wladimerekreuz, und der König von Schweden seinen Wasaorden, an würdige deutsche Gelehrte schenkt; aber in Deutschland hat noch kein Fürst deutsches Verdienst so öffentlich anerkannt. Und warum muß es denn auch gerade ein Fürst seyn, aus dessen Händen der Gelehrte den Orden empfängt? kann der Fürst seine Werke beurtheilen? unter hundert kaum Einer. Welche Ehre ist es denn, von einem Manne ausgezeichnet zu werden, der dem Berichte seiner Minister trauen muß? würde nicht Lessina lieber aus Engels Munde gehört haben, daß seine Emilia Galotti ein Meisterwerk sey, als aus dem Munde des Romanias von Preussen? wäre es denn also nicht schicklicher und Ruhmvoller, wenn wahres Verdienst nur durch den Kenner belohnt würde? durch einen Mann, oder durch Männer, die in der nemlichen Gattung des Verdien

dienstes bereits sich auf die höchste Stufe geschwungen?

Mein Vorschlag wäre also folgender gewesen: — (man vergesse nicht, daß ich Alles das vor neun Jahren träumte) — Es werden für Philosophie, Dichtkunst u. s. w. für jede Classe insbesondere, drey Richter erwählt, die, alle zusammen genommen, das Kapitel ausmachen. Die Richter einer jeden Classe stellen dem Kapitel die Ordenskandidaten vor, die sie, nach gewissenhafter Deprüfung, für Ordensfähig halten. Das Kapitel bestätigt die Wahl, und sendet dem neuen Ritter das Ordenszeichen, von einem schmeichelhaften Briefe begleitet. Damit es aber diesem Orden nicht ergehe, wie manchem Andern, den hochtrabende Innschriften nur dem Verdienst bestimmen, und den doch ganze Heerden von Schaafen oder Wölfen tragen; so müssen, die Richter selbst ungerechnet, nicht mehr als drey Ritter in jeder Classe ernannt werden. Wenn zum Beyspiel in der Classe der

Dicht-

Dichtkunst Wieland, Gleim und Klopstock Richter wären, so würden sie vielleicht zu den drey ersten Rittern Schiller, Bürger und Blumauer ernennen; dann müßte aber erst Einer von diesen sterben, ehe ein Anderer gewählt werden könnte. Der Orden würde also nie profanirt, nie verschleudert werden; er würde dem Publicum so selten unter die Augen kommen, daß die Gewohnheit nicht im Stande wäre, den Eindruck zu schwächen, den sein Anblick hervorbringen würde. Dem gemeinen Mann, der sich vor jedem Kreuzgen im Knopfloch blindlings blüht, gilt es gleich viel, ob die größten Genies, oder die größten Monarchen auf der Welt den Orden verliehen haben; aber man denke sich die Wirkung, die es auf gebildete Seelen nothwendig machen muß. Wir begegnet der Eingang erwähnte elende Mensch, der einen Orden erschlichen hat, mit verächtlichen Blicken gehe ich an ihm vorüber, und seufze, daß der Monarch nicht so viele Augen als Brillanten zählt. Aber ein paar Schritte weiter hin be-

gege

geant mit ein Mann mit dem Orden des Genies, ein Mann, den Wieland, Gleim und Klopstock für den Nächsten nach sich erkanteten \*) — o wie schnell greife ich nach meinem Hute! wie Ehrfurchtsvoll mache ich ihm Platz! wie neugierig stauere ich ihn an, und wenn ich darf, so dränge ich mich zu ihm, und freue mich des edlen Deutschen. Welcher Kayser oder König kann durch sein Band und Stern eine ähntliche Empfindung in mir erregen?

Wahr ist, der Orden für militairisches Verdienst erweckt Bewunderung, weil er mit Gefahr des Lebens errungen, und gewöhnlich nur Würdigen ertheilt wird. Aber der Orden des Genies erweckt Bewunderung und Liebe zu-

\*) La baguette, propre à decouvrir la mérite, ne tourne, et ne doit réellement tourner, qu'entre les mains des gens d'esprit, parcequ'il n'y a que le Lapidaire, qui se connoisse en diamans, et que l'esprit qui sente l'esprit. Helvetius de l'esprit.

gleich. Bey jenem läßt sich doch noch immer ein leiser Zweifel aufwerfen, denn ich kenne Officiere, (obgleich nicht in Europa) die während der Schlacht hinter einem Steine gesessen, und doch den Orden erhalten haben; bey diesem hingegen ist das ganze Publicum Oberrichter, und wenn es also auch möglich wäre, daß die Richter durch Partheylichkeit angefochten würden, so würden sie doch immer, aus Furcht vor dem Oberrichter, und um ihrer eigenen Ehre willen, die Wahl so einrichten, daß Welt und Nachwelt sie billigen könnten. Wenn ich also einen Mann mit dem Ordenskreuze des Genies sehe, so bäcke ich mich gern, denn ich bin sicher, daß er ein verdienstvoller Mann ist.

Aber wer soll die Ersten Richter wählen? — Das ist eine Schwürigkeit die ich nicht zu lösen weiß. Man könnte sich sehrlich bald helfen, wenn man die Wahl den Herren Recensenten der Litteraturzeitung überliesse, welche denn billigerweise sich selbst wählen würden, da es keine größere

größere Kenner jeder Gattung von Verdiensten  
 giebt, als sie. Da aber diese Herren die gelehr-  
 te Welt für ein venetianisches Karnaval halten,  
 und nicht anders als maskirt herumgehen, um  
 Kronen oder Dolchstiche auszutheilen, uns hin-  
 gegen mit einem Namenlosen Ordenscapitel  
 nicht gebient wäre; so müßte man wohl auf  
 andere Mittel denken. Ich würde vorschlagen,  
 daß jeder Mann von Geschmack und Kenntnissen  
 seine Stimme gäbe, er mögte übrigens Schrift-  
 steller seyn oder nicht; um aber auf den Titel  
 eines Solchen Anspruch machen zu können, müßte  
 er wenigstens alle die vorzüglichsten Schriften der  
 jenigen Classe gelesen haben, zu welcher er stim-  
 men will. — Und welches sind die vorzüglich-  
 sten Schriften einer jeden Classe? — Da stoßen  
 wir wieder auf eine neue Klippe, und wenn wir  
 nicht abermals die Litteraturzeitung für einen  
 kompetenten Richter anerkennen wollen, (wel-  
 ches doch wahrlich keinem gewissenhaften Manne  
 möglich ist) so sind wir nicht weiter als vorher.

Es giebt freylich noch mehrere Mittel, die  
 Leute von Geschmack und Kenntnissen in jeder  
 Stadt zu unterscheiden. Man darf zum Bey-  
 spiel nur fragen: wer die meisten Feinde und Ver-  
 folger hat? — Der, dessen Namen man euch  
 nennt, ist gewiß ein sehr geschickter Mann.  
 Ferner: Jeder der auf seine Ehre versichern kann,  
 daß er in großen Gesellschaften Langweile hat;  
 daß Kartenspielen nicht sein Handwerk ist; daß  
 er täglich wenigstens ein paar Stunden mit Le-  
 sen zubringt; daß Oberon ihn in Entzücken ver-  
 setzt, Schiller ihm einen Schauer abjagt, und  
 Iffland ihm Thränen entlockt; Jeder der das  
 ehlich bezeugen kann, ist würdig seine Stimme  
 für die Classe der Dichtkunst zu geben.

Doch es ist überhaupt nicht meine Sache,  
 meinen Traum so auszubilden, daß mehr als  
 ein Traum daraus würde. Genug wenn ich  
 die Möglichkeit der Ausführung zeige. Ist ein-  
 mal das Erste Ordenscapitel erwählt, so ist die  
 Ergänzung desselben in der Folge leicht. Denn

3. Bd. L stirbt

stirbt Einer der Richter, so rückt sogleich der älteste Ritter an seine Stelle.

Ob es übrigens nöthig seyn mögte, die Stiftung des Ordens, (doch nur Ein für Alles mal) von Kayser und Reich bestätigen zu lassen, wage ich nicht zu bestimmen. So viel ist aber gewiß, daß bey Ernennung einzelner Ritter, Kayser und Reich durchaus von jeder Mitwirkung ausgeschlossen seyn müßten. Die Bestätigung der Stiftung selbst hingegen, könnte wohl unter keinem schicklichen Vorwand abgeschlagen werden.

Zum Ordenszeichen würde ich ein emailleirtes Kreuz vorschlagen, in dessen Mitte eine Minerva thront. Da die Erben des verstorbenen Ritters ein solches Kreuz immer wieder zurückgeben müßten, so würde folglich die ganze Stiftung mit wenigen oder gar keinen Kosten verknüpft seyn, und ein Haupthinderniß, welches dem deutschen Pantheon im Wege steht, fällt bey dem Orden des Genies ganz weg.

Et

So weit mein Traum. Ich erwache und lächle. — Freylich habe ich nur für Ehrenvolle Auszeichnung des Genies in diesem kurzen Pilgerleben geträumt, indessen der Herr Graf von Eoden ihm die Unsterblichkeit erträumen wollte. Es kommt aber heydes auf Eins heraus, denn weder sein noch mein Traum werden jemals in Erfüllung gehen.

### Das Schaaf und der Bullenbeißer.

„Warum — so klagte Max, ein ehrlicher  
 „Hammel, der auf dem Hofe herum lief, und  
 „den Kindern zum Spielen diente: warum  
 „schmeichelt Jedermann dem großen gartigen  
 „Murqui, der alle Menschen anschnarcht,  
 „auch wohl gar beißt, indessen ich durch mein  
 „sanftes unschuldiges bäh! bäh! Jedermann  
 „willkommen heiße, und dennoch sehen muß,  
 „daß man Achtlos an mir vorübergeht? Warum  
 „geben

„geben die Küchenjungen dem bösen Murqui Alles was abfällt? und den guten Was lassen sie hungern. Doch hat ein Jeder mich lieb, und ich verdiene es auch, denn ich bin so fromm, daß ich sogar die Kinder auf mir reiten lasse.“

Eben deswegen, brummte der Hauskater. Wenn du nach diesem Geständniß noch fragen kannst, warum Murqui mehr gilt als du? so fragst du wie ein Schaaf. Ey, mein lieber Was, Murqui kann beißen und du nicht.

O daß nur unter Hund und Schaaf  
Wir diese Art zu handeln übten!  
Was thut man nicht für den Gefürchteten!  
Doch was für den Geliebten?

## So liebt kein Mann!

Eine wahre Geschichte.

Im Sommer des Jahres 1788 reiste eine junge Dame durch B \*\* , welche schön ist wie ein Maytag, und mit Saphos Geist das Herz einer Chelonis verbindet. Wer erkennt in diesem Bilde nicht die Gräfin P \*\* ? —

„Stolzer Mahler! die Gräfin P \*\* erreicht dein Pinsel nicht.“

Wohlgesprochen! ehelicher Mann, der mit das zürlet. Nein, dieß holde Geschöpf — so muß ich sie nennen, um nicht zu vergessen, daß sie eine Sterbliche ist — dieß holde Geschöpf erreicht mein Pinsel nicht. Weg mit Sapho und Chelonis! wir wollen uns allein an den Maytag halten. So freundlich als ein schöner Maytag ist die Gräfin, so verbreitet sie sanfte Wärme um sich her, so lockt sie Blüten und Blumen selbst aus dem unfruchtbaren Boden auf dem

dem sie wandelt. Ich hätte sagen können: sie hat Verstand wie ein Engel; aber das ist eine Albernheit, die schon oft wiederholt wurde, denn ich erinnere mich keines einzigen Beyspiels, wo die Engel einen ausgezeichneten Verstand bewiesen hätten. Schön wie ein Engel, mag ich auch nicht sagen, denn von Angesicht zu Angesicht habe ich keinen gesehen, und die gemahlten hausbackten Knaben würden kaum verdienen der Gräfin die Schleppe nachzutragen, wenn sie eine Schleppe hätte. Ach! der Dichter martert sich vergebens, es dem glücklicheren Mahler gleich zu thun. Namberg oder Graaf könnten die Gestalt auch hinzubern, aber kein Wieland und kein Schiller mahlt die schöne Seele. Man muß Zeuge ihres Edelmuths gewesen seyn; man muß selbst die Thräne des Mitleids in ihren großen blauen Augen haben schwimmen sehn; man muß wissen, wie sie ihr Leben zwischen Mutterliebe, Gattinnen Pflicht, Wohlthätigkeit, und Geistesbildung theilt — O ihr Glücklichen! die ihr sie umgibt, nicht wahr ihr er-

kennt

kennt das Bild der Himmlischen die ich nicht nennen darf — und warum darf ich sie nicht nennen? — weil der schöne Kranz ihrer Tugenden überall mit dem zarten Blüthen der Verschidenheit durchflochten ist, das selbst den Hauch der Liebe und Bewunderung nicht vertragen kann. Wohlan! den Finger auf den Mund! und wer bis hieher las, ohne mich zu verstehen, dem sey genug zu wissen, daß die Gräfin P \* \* eine Gräfin war, die im Sommer 1788 durch W \* \* reiste.

W \* \* ist eine ziemlich ansehnliche Stadt, und sechs Meilen davon liegt eine Residenz, die noch ansehnlicher ist. In dieser letzteren hatte die Gräfin Verwandte — (ich meyne Blutsverwandte, denn sonst ist jeder Unglückliche ihr Bruder —) sie sah daher voraus, daß sie genöthigt seyn würde, am Hofe zu erscheinen, und seufzte über wenigstens drey verlorne Tage.

Mein vier, sagte die Kammerjungfer, denn Ihre Spitzen sind nicht gewaschen, und ohne Spitzen macht man bey Hofe eine traurige Figur.

Du hast Recht, mein Kind, wir wollen sie waschen lassen; und weil doch Einmal das Wagenrad zerbrochen ist, und ich deswegen hier bis Morgen früh verweilen muß, so wollen wir sie gleich hier waschen lassen. Ich gewinne dabey einen ganzen Tag. — (Wer die Gräfin kennt, der weiß welchen Werth eine einzige ihrer Stunden hat.)

Recht gut, versetzte die Kammerjungfer, wenn wir nur hier eine Spitzenwäscherin aufreiben. — Geh, erkundige dich bey der Wirthin. —

Die Jose gieng, und meldete bald nachher die verlaugte Person. Ein Mädchen von ungefähre neunzehn Jahren trat schüchtern herein. Wenn nur blühende Wangen, rosenrothe Lippen und ein feuriges Auge im Gesicht verschönern, so war dieß Mädchen nicht schön, denn seine Wangen war blaß, das Auge hohl, der Blick ertosen, und ein röthlicher Rand zog sich um die Augen. Aber ihre sanften Züge rührten Jeden der sie sah

sah bis ins Innerste; eine stille Schwermuth gab diesen Zügen ein unbeschreibliches Interesse, und die holde Bescheidenheit, welche über ihre ganze Gestalt ausgegossen war, wie Morgenroth über ein Aehrenfeld, nahm auf den ersten Blick für sie ein. Von schlechtem Tuche war das Nieder, welches ihren schwellenden Busen umschloß, von grober Leinwand die Schürze welche sie trug, aber Keulichkeit und Ordnung schimmerten aus ihrem Anzug hervor. Die Hände — nun freylich, die Hände würde kein Stutzer zu küssen wünschen, denn waren sie gleich schön geformt, so verrieth doch ihre Rötche, und die hin und wieder wund geriebenen Stellen, daß sie nicht an den Druck der Liebe, sondern nur an harte Arbeit gewöhnt waren.

Die Gräfin vergaß bey ihrem Anblick eine Zeitlang Spitzen und Residenz, und betrachtete das Mädchen lange schweigend mit Theilnahme. Kaum aber bemerkte sie, daß ihr Blick das Mädchen verlegen machte, und eine sanfte Rötche auf ihre

Ihre blasse Wange jagte, als sie sich schnell besann, und mit dem Ton der innigsten Güte fragte: liebes Kind, du kanust Spitzen waschen? — O ja gnädige Frau. — Bist du aber auch schnell? denn ich wünsche Morgen früh wieder abzureisen. — Ich werde die Nacht zu Hüffe nehmen. — Das wird dir Schaden thun, du scheinst kränklich? — O nein, ich bin ganz gesund. — So hast du vielleicht Kummer? — Ach nein gnädige Frau.

Das zarte Gefühl der Gräfin verhinderte sie weiter in das Mädggen zu dringen, die Spitzen wurden hervorgekramt, abgeliefert, und die interessante Wäscherin versprach, sie beym Frühstück der gnädigen Frau zurück zu bringen. Als sie fort war, ließ die Gräfin die Wirthin rufen, erkundigte sich nach dem Mädggen, erfuhr aber weiter nichts, als daß es eine fleißige, fromme Dirne sey, die sehr eingezogen lebe. Ein heimliches Gefühl sagte der Gräfin, daß hier das Glück ihr eine Gelegenheit zuführen werde, ihre  
Liebe

Lieblingstugend, die Wohlthätigkeit zu üben. Das Bild des blassen Mädgens gieng mit ihr zu Bette, entschlummerte mit ihr, und fand sich beym Erwachen wieder ein. Sie beschloß, wenn es ohne Zudringlichkeit geschehen könnte, die Ursach der bleichen Wangen und der hohlen Augen zu erforschen. O du kanntest, lebenswürdiges Weib, die Macht deiner sanften Stimme; du öffnest den Mund, und alle Herzen öffnen sich.

Das Frühstück war eben aufgetragen, als das holde Geschöpf hereintrat, und in einem zierlichen Körbgen die gewaschenen Spitzen überreichte.

Sage mir, liebes Mädggen, hab die Gräfin an: wie nennt man dich? — Gretchen Müller. — Ich habe gehört, daß du fleißig und sitzsam bist. — Sitzsam? o ja, ich hatte eheliche brave Eltern. Fleißig wünschte ich wohl mehr zu seyn. — Verdienst du nicht so viel als du brauchst? — Gott sey Dank! mehr als ich  
brauche.

brauche. — Du müdest also sparen für die Zukunft? — Das möchte ich wohl. — Warum das? — Weil — weil andere Leute auch brauchen. — Also, um wohl zu thun? — Ach nein, nur mir selbst. — Ich verstehe dich nicht, hast du vielleicht arme Eltern die du ernährst? — Ich bin eine Vater- und Mutterlose Waise. — Nun dann, vielleicht zum Brautschaf? — du schweigst? du erröthest? — sind deine Augen von Thränen oder von Nachtwachen so roth? — Von beyden! —

Dies Wort traf das Herz der Gräfin. Sie legte die ganze Stärke ihres Mitgefühls in den sanften Ton ihres Mundes: Entdecke mir, lieber Mädchen, was dich quält? warum du ohne Schonung für deine Gesundheit Tag und Nacht arbeitest? — Ach! gnädige Frau — ich habe einen Bräutigam — er ist Soldat — und ich arbeite Tag und Nacht um ihn loszukaufen. — Ist es das? stammelte die Gräfin, und wandte sich weg, um eine Thräne zu verbergen.

bergen. Hast du denn schon etwas gesammelt? — Gott hat meinen Fleiß gesegnet. Seit zwey Jahren sind hundert und funfzig Thaler erspart, der Hauptmann fodert zweyhundert, in Jahr und Tag hoffe ich die Summe vollzählig zu machen. — In Jahr und Tag? nein auf der Stelle! rief die Gräfin mit Wärme, griff in ihre Schatulle, und drückte dem Mädchen zehn Louisdors in die Hand.

Die rebliche Liebende blieb mit offenem Munde und starren Augen vor ihr stehen. Während einer langen Pause versuchte sie umsonst zu sprechen, ihr Busen arbeitete heftig, die Muskeln ihres Gesichts verzogen sich zum Weinen, ihre Hand zitterte, ihre Knie beben, sie sank zu Boden. Gerührt bückte die Gräfin sich über sie, und ließ eine Thräne auf ihre Wange fallen. Das Mädchen ergriff hastig die Hand seiner Wohlthäterin, und deckte sie sprachlos mit feurigen Küssen.

Ich verlange eine Vergeltung von dir, sagte die Gräfin, als der erste Ausbruch der Dankbarkeit

barkeit vorüber war: du sollst mir deine Geschichte erzählen.

Meine Geschichte ist kurz und einfach. Mein Vater war ein wohlhabender Handwerksmann, und meine Mutter war eine brave Hausfrau. Ich wurde christlich erzogen. Als ich kaum zwölf Jahre zählte, nahm mir der Tod meine Mutter, und weil ich noch zu jung war, um einer großen Wirthschaft vorzustehen, verheyraethete sich mein Vater zum zweytenmale. Die Frau, die er wählte, war ihm von diesem und Jenem empfohlen worden, aber dieser und Jener kannte sie nicht recht. Es fand sich leider bald, daß mein Vater eine verschwenderische Frau, und ich eine böse Stiefmutter hatte. Aber weil sie schön und listig war, und zu Schmeicheln verstand, so liebte sie mein Vater sehr. Es geschah Alles was sie wollte, und sie hatte immer Recht. Ich litt am meisten dabey, denn sie mochte mich nicht leiden, und ich konnte ihr nichts zu Danke machen.

Als

Als ich mein funfzehntes Jahr erreicht hatte, kam Conrad als Tischlergesell in unsere Werkstadt. Er war ein stinker junger Bursch, und ich ein unerfahrenes Mädchen. Ich wußte nicht eher daß ich ihn liebte, als bis meine Stiefmutter mirs sagte: da war es aber schon zu spät, denn ich konnte nicht mehr ohne ihn leben; und weil er ein fleißiger Arbeiter, ein stiller gottesfürchtiger Mensch war, so dachte ich, der Vater würde auch wohl nichts dagegen haben, wenn Conrad nach einigen Jahren Meister würde, und mich heyrathete. Ach! der gute Vater hatte auch nichts dagegen, aber die böse Stiefmutter hatte mich und mein Disgen Geld einem ihrer Bettern zugedacht, einem bucklichten, krummbeinigten Leinweber, der sich alle Abend im blauen Hecht betrank, und hernach in der Trunkenheit seine alte Mutter prügelte. Den Ehrenmann wollte ich nicht, und Conraden wollte meine Stiefmutter durchaus nicht. Mein Vater war ein Freund vom Hausfrieden, er liebte seine Frau, aber auch seine Tochter,

und

und da er folglich zwischen uns beyden in die Kleinme gerieth, so entschied er, weder sie noch ich sollten unsern Willen haben; dem buckligten Leinweber verbot er das Haus, und mir alle Gedanken an Konrad. Aber Gedanken lassen sich nicht verbieten. Was halfs daß ich mir selbst vornahm ihn zu vergessen, und des Abends im Bette so lange das Einmal Eins hersagte, bis mich der Schlaf überwältigte? Wenn ich erwachte stand er doch gleich vor mir, daß ich oft erschrocken das Halstuch über warf, weil ich ihn leibhaftig zu sehen glaubte.

Dem armen Schelm gieng es nicht um ein Haar besser. Mein Vater hatte ihn fortgeschickt, und nun trieb er sich in der Stadt herum, gieng bald bey diesem bald bey jenem Meister in Arbeit, hielt es aber nicht länger als einige Wochen aus, denn weder Er noch seine Meister waren zufrieden. Sie nannten ihn einen Träumer, einen Murrkopf, und was weiß ich! aber mein Konrad war weder ein Träumer

mer noch ein Murrkopf, sondern der lustigste Bursche von der Welt, ehe er sein Herz so sehr an mich hieng.

Gern hätten wir zuweilen uns wechselseitig Trost zugesprochen, aber meine Mutter hütete mich, wie einen Kanarienvogel, den die Kasse nicht fressen soll, und wenn wir auch Sonntags in der Kirche zusammenkamen, so saß sie doch immer neben mir, und ich durfte das Auge nicht vom Gesangbuche aufschlagen. Eines Abends hatte Konrad es doch abgepaßt, als ich gerade vor der Thür stand. Er trat zu mir, er weinte: „liebes Gretgen, sagte er, ich halte es nicht länger aus, ich schneide mir die Gurgel ab.“ Da schalt ich ihn, und verwies ihn zur Geduld und Gottesfurcht. Ich schenkte ihm auch einen silbernen Ring, und gelobte ihm treu zu bleiben; er mußte mir aber dagegen versprechen, sich kein Leides anzuthun.

Nach einer Weile meldete sich wieder ein Freyer bey mir, der weder buckligt noch krumm-

beintat war, und weil es in der Stadt hieß, ich würde ihn nehmen, und weil der arme Konrad keine Gelegenheit hatte, von mir das Gegegentheil zu erfahren, so gieng er in der Verzweiflung hin, und ließ sich zum Soldaten anwerben. (Hier brach das Mägdgen in Thränen aus.) Nur noch Einmal sah ich ihn vor seinem Abmarsch. Als er gewahr wurde, daß mir das Herz springen wollte, und als ich ihm Treue gelobte bis in den Tod, da bereute er seine rasche That, und weinte bitterlich an meinem Halse. Aber nun war es zu spät, die Kapitulation war auf zwölf Jahre geschlossen, er mußte fort, und meine Augen haben ihn nicht wieder gesehn. Ach! gnädige Frau, ich habe viel gelitten! wenn ich mich zuweilen nach gethaner Arbeit in einen Winkel setzte, um ungestört zu weinen, so kam meine böse Stiefmutter, keifte und schlug mich, und — was mir am wehsten that — nannte meinen Konrad einen läderlichen Schlingel. Oft hauchte mir der Teufel gottlose Gedanken ein, davon zu laufen, oder ins Wasser zu springen,

gen, aber Dank meiner guten Mutter, die nun schon lange im Himmelreich ist, daß sie mir Gottesfurcht einflößte, und mich dadurch stark machte, den Versuchungen des Satans zu widerstehen. —

Endlich starb mein Vater. Ich beweinte ihn mit kindlichen Thränen, aber als der erste Schmerz vorüber war, gab ich dem frohen Gedankensraum, daß ich nun frey sey, und daß Niemand mich mehr hindern könne, meinen Konrad zu heyrathen. Dabey rechnete ich, als die einzige Tochter, auf eine ziemliche Erbschaft, weil mein Vater immer für einen wohlhabenden Mann galt. Habe ich auch nur so viel, dachte ich, um meinen Geliebten loszukaufen, und ihm das Bürger- und Meisterrecht zu verschaffen, so werden Fleiß, Ordnung und Geber uns schon weiter helfen. Aber ach! der liebe Gott hatte mir noch eine schwere Prüfung auferlegt. Es fand sich, daß meine böse Stiefmutter durch ihre Wirthschaft alle die Thaler verschwendet

M 2

hatte,

hatte, die meine gute selige Mutter bey Pfennigen zusammen sparte, und was nicht verschwendet war, das hatte sie sonst auf die Seite gebracht, zog damit zu ihren Verwandten, ließ mich hülflos im Stiche, und mir blieb kaum ein Bett übrig, und ein anständiger Rock, um Sonntags ins Gotteshaus gehen zu können.

Aber ich ließ mich in meinem Vertrauen auf Gott nicht irre machen. Ich dachte, es wird schon besser werden, wenn nur Konrad mich noch liebt. In Jahr und Tag hatte ich nichts von ihm weder gehört noch gesehn, das quälte mich, bis ich auf den Einfall gerieth an ihn zu schreiben. Der Herr Postmeister war so gut und machte selbst die Adresse, weil ich nicht recht wußte, wo sein Regiment im Quartiere lag. Ich schrieb ihm, daß, wenn er es ehrlich mit mir meynte, und mich noch immer lieb habe, ich nun sein Weib werden wolle; daß ich ihm aber kein anderes Heyrathsgut zubringen könne, als ein liebendes Herz, und ein paar gesunde

sunde, an Arbeit gewöhnte Hände. Vier Wochen darauf hatte ich schon eine Antwort. Ach! Gott segne den guten Mann der das Schreiben erfand! nie habe ich mit mehr Freude als damals vier Groschen ausgegeben, die mir sauer genug zu verdienen wurden. Hier ist der liebe Brief, ich trage ihn immer bey mir. (Sie zog ein unscheinbares Papier aus dem Busen, entfaltete es und las:)

„Gott zum Gruß! liebstes Gretgen, wenn  
 „du dich noch wohl befindest, so freut es mich sehr,  
 „denn ich bin auch gesund, und es ärgert mich  
 „nur, wie du fragen konntest, ob ich dich noch  
 „lieb habe? und ob ich dich heyrathen will?  
 „Ach! am Wollen liegt es gar nicht, und was  
 „das Heyrathsgut betrifft, das du mir versprichst, so ist es mehr werth, als der Stern,  
 „den unser General auf seinem Rocco trägt.  
 „Aber was soll ich anfangen? ich habe auf zwölf  
 „Jahre capitalirt, und mein Hauptmann fodert  
 „200 Thaler für meine Freyheit. Liebes Gretgen,  
 „

„gen, nicht 200 Pfennige kann ich aufstreifen,  
 „und wenn Gott nicht wunderbar hilft, so müß-  
 „sen wir noch lange lange warten, ehe der Preis  
 „ster ein Paar aus uns macht. Wir ist einves-  
 „fallen, daß in W \* \* ein vornehmer Mann  
 „wohnt, der Geheimrath R \*, der ein ver-  
 „trauter Freund von meinem Hauptmann ist,  
 „und dem er Alles zu Gefallen thut. Wie  
 „wäre es, wenn du zu ihm eiengeht, und ihn  
 „recht rührend bätest, ein gutes Wort für uns  
 „einzulegen? Kannst du es dahin bringen daß  
 „ich los komme, so fahre ich als blinder Passa-  
 „gier mit der Post, und bin in fünf Tagen bey  
 „dir, und will dich in meinem Leben nicht wie-  
 „der verlassen. Dein getreuer Konrad bis in  
 „den Tod.“

„Nachschrift. Der silberne Ring, den du  
 „mir geschenkt hast, kommt nicht von meinem  
 „Finger. Einmal hatte ich einen dummen  
 „Streich gemacht, und ihn im Würfeln ver-  
 „spielt, aber ich verding mich einige Tage als  
 „Holzhacker, und löste ihn wieder ein.“

Mein

Meine Freude über diesen Brief, fuhr Gret-  
 gen fort, kann ich der gnädigen Frau nicht be-  
 schreiben. Ich weinte und lachte eins um das  
 Andere, vergaß aber auch nicht Gott zu danken,  
 daß er mir meinen Geliebten treu erhalten hatte.  
 Den andern Morgen in aller Frühe zog ich mich  
 sauber an, und gieng zum Geheimrath R \*  
 dem ich mein Anliegen vortrug. Freylich schämte  
 ich mich, und stotterte, und konnte die Augen  
 kaum aufschlagen, aber er war so freundlich, so  
 zuthätig, daß ich bald ein Herz faßte, und ihm  
 Alles haarklein erzählte. Es schien, er höre  
 mir gern zu, denn er verwandte kein Auge von  
 mir. Als ich fertig war, kniff er mich in die  
 Backen, und sagte, er wolle drüber nachdenken,  
 ich solle nur auf den Abend in der Dämmerung  
 wieder kommen. Ich hatte kein Arges daraus,  
 denn der Geheimrath R \* ist verheyrathet mit  
 einer hübschen frommen Frau; denken Sie, gnä-  
 dige Frau, wie mir zu Muth wurde, als er  
 auf seine Fürsprache einen Preis setzte, um den  
 Konrad gewiß nicht hätte frey seyn mögen. Ich

M 4

wurde

wurde roth wie Scharlach, und sagte ihm, ich wäre arm aber ehrlich, und mein Konrad auch. Wie der Wind war ich zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, und das mit einer Angst, als wenn man im Traum eine Treppe hinabfliegt. Ich glaubte mich nicht eher sicher, bis ich an der Straße war, da hob ich meine Hände gen Himmel, und rief mit Thränen: Ach Konrad! nun sind wir ganz verlassen! nun haben wir Niemanden als Gott und uns selbst! Aber Gott ist gnädiger als alle Geheimeräthe in ganz Europa, er will nur daß man die Hände nicht in den Schoos lege. Wohlan, ich kann arbeiten, meine Mutter hat mich zu Fleiß und Sparsamkeit gewöhnt; ich bin Konrads Weib, und will thun was einem braven Weibe geziemt. Mit diesem Entschluß kam ich zurück in mein Dachkämmergen, fiel auf meine Kniee, und bat Gott nur um Gesundheit. Eine frohe Zuversicht erheiterte meine Seele, als ich so betete, ich stand auf, und fühlte mich muthig und stark, meinen Konrad ganz allein, ohne fremde Hülfe zu

be.

befreyen. Ich schrieb ihm, er müsse sich noch ein paar Jahre in Geduld fassen, mit dem Geheimenrath sey es nichts; aber er solle nur den Muth nicht verlieren, auf Gott und meine Liebe vertrauen, nicht mehr spielen, und wenn er durch Fleiß und Arbeit etwas ersparen könne, es sein zurücklegen, so wolle ich für das übrige schon Sorge tragen. Er antwortete mir, und versprach Alles Liebes und Gutes. Seitdem habe ich nichts wieder von ihm gehört, denn die Briefe kosten gar zu viel, und ich dachte immer, es sey doch besser, ihn selbst ein paar Tage früher wieder zu sehen, als das Geld für die todtten Buchstaben zu verschleudern.

Flink und rasch fieng ich nun an meinen Vorsatz auszuführen. In zwey Jahren habe ich nie länger als vier Stunden des Nachts geschlafen; ausser Kartoffeln, Salz und Brod ist kein Bissen über meine Zunge gegangen, und wie ein Trunk Bier schmeckt, habe ich längst vergessen. Freylich sind meine rothen Backen

M 5

fort,

fort, und die Augen liegen mir tief im Kopfe; Konrad wird erschrecken wenn er mich siehet, aber er wird auch erfahren, daß ich für ihn gearbeitet, für ihn den Schlaf entbehret, und mich mit schlechter Kost beholfen; was gilt's, er wird mich noch eben so hübsch finden als vor vier Jahren, und mir durch seine Liebe vergelten, was ich für ihn gelitten. Es ist wahr — seit einiger Zeit — ich habe es mir selber nicht gesehen mögen — meine Kräfte haben sehr abgenommen, und ich zitterte oft vor dem Gedanken, Gott werde mich aufs Krankenlager werfen, ehe ich die funfzig Thaler vollends verdienen könnte. Aber Gott hat mein kindliches Zutrauen belohnt, er hat mich nicht über meine Kräfte geprüft, seine Gnade sendet mir heute einen guten Engel, der all meiner Noth auf Einmal ein Ende macht.

Hier schwieg das gute Mädchen, und ein heisser Thränenstrom floß auf die wohlthätige Hand der Gräfin. Innig gerührt drückte diese ihren

ihren Mund auf Gretgens blasse Lippen, nahm Abschied von ihr, schrieb Konrads Zunahmen in ihr Taschenbuch, und versprach ihn in seiner Werkstatt zu besuchen, wenn sie jemals wieder durch W\*\* reise. So fanden und trennten sich zwey schöne verschwisterete Seelen. Die Gräfin stieg in ihren Wagen und rollte mit sechs Pferden davon. Das arme Gretgen flog in ihre Dachkammer, und war glücklicher als die reiche Gräfin.

Im Taumel ihrer Freude machte sie einige Stunden lang Alles verkebert, suchte emsig den Zwirn, der ihr vor der Nase lag, und griff nach der Scheere, wenn sie die Nähnaedel brauchte. Konrad! Konrad! war ihr einziger Gedanke. Ein Schmetterling verirrte sich in ihr Fenster: guter Schmetterling leyh mir deine Flügel! eine Schwalbe schwirrte vorbei: glückliche Schwalbe, du flatterst leicht über Berg und Thal! In wenig Stunden war sie reisefertig. Ein paar Hemden in ein Schnupstuch gebunden, die zwey-

hym

hundert Thaler in einem ledernen Beutelgen an die Tasche fest genäht, und baarfuß die Schuhe in der Hand, so wanderte sie zum Thore hinaus. Munter und unermüdet durchstreich sie die Sandebenen, welche W\*\* in einem Umkreise von zwey Meilen umgeben. Sie hörte die Lerche singen, sie blickte empor, ihr Auge wurde naß, und plötzlich stimmte sie mit ein: wer nur den lieben Gott läßt walten!

Wohin Jungfergen? rief ein wandernder Jude, der mit schnelleren Schritten die fromme Pilgerin eingeholt hatte. — Nach M — versetzte Gretgen, nach M — an der Grenze. — Das ist sehr weit. — Das Himmelsreich ist noch weiter, lächelte Gretgen, und man kömmt doch endlich auch dahin. — Freylich, wenn man so leicht zu tragen hat, wie sie — und wenn man seinem Glücke entgegen geht! rief Gretgen frohes Muthes. — Ein Wort gab das Andere, und ehe eine Viertelstunde vergieng, wußte der fragende Jude ihre ganze Geschichte.

Er

Er meynte vorhin, sagte die argwohnlose Seele, ich hätte leicht zu tragen? doch nicht so leicht als er denkt. Hier in dieser Tasche sind 200 Thaler wohlgezählt, die Hälfte in Gold die Hälfte in Silbermünze, die drücken mir ein wenig mehr die rechte Hälfte, aber wenn ich an Konrad denke, so fühle ich es nicht. — Wahrhaftig? 200 Thaler? das ist viel Geld, verliere sie es nur nicht. — Seyer unbesorgt, guter Freund, ich habe den Beutel fest genäht. — O dann hat es keine Gefahr.

Unter allerley Gesprächen kamen sie in eine Herberge, wo Gretgen vor Müdigkeit nicht weiter konnte, sich ein Bund Stroh geben ließ, ihr Päckgen unter den Kopf legte, und, nachdem sie den Abendsegen geberet, sanft und schnell entschlummerte. Der Jude hatte sich mit einem Glase Brantwein an den Tisch gesetzt, und ihr versprochen, sie mit der ersten Morgendämmerung zu wecken. Aber die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie von selbst erwachte, und

und auf sich schalt, daß sie den schönen Morgen verschlafen, der sie in der Kühlung wenigstens schon eine Meile weiter geführt haben würde. Armes Madaen! du wirst nicht weiter gehn! bemerkst du denn nicht, daß ein Uamenich, während du schliefst, dir deinen sauer erworbenen Schatz geraubt hat? — Mit einem lauten Schrey des Entsetzens fuhr Gretgen in die Höhe, als sie gewahr wurde, daß man ihr die ganze Tasche abgeschnitten, und sie wieder so arm sey als vor zwey Jahren. — Armer noch! denn damals war sie doch reich an Muth und Hoffnung, jetzt trat Verzweiflung an die Stelle; damals milderten sanfte Thränen ihren Kummer, jetzt blieb ihr Auge trocken; damals vertraute sie auf einen gnädigen Gott, jetzt haderte sie mit einer ungerechten Vorsehung. Sie rannte wie unsinnig im Hause umher, und foderte kreischend ihrenbeutel. Die harteherzige Wirthin spottete ihrer noch, und meynte, ein Jüngfergen wie sie, das auf Stroh schlafte, und ein Schnupftuch mit ein paar Hemden unter den Kopf lege,

könne

könnte wohl schwerlich eine so große Summe bey sich geführt haben. Wäre es aber doch geschehen, so könnte das viele Geld unmöglich auf eine ehrliche Art erworben seyn, und dann geschehe ihr schon Recht, wie gewonnen so zerronnen, unrecht Gut gedehnt nicht. So plauderte das Weib mit großer Geläufigkeit ihrer boshaften Zunge, und als das arme Gretgen nicht aufhörte zu jammern, schloß sie damit, daß sie das unglückliche Geschöpf aus dem Hause stieß.

Im Dorfe wohnte ein Gerichtshalter, an den wandte sich Gretgen, zeigte an wie ihr der Jude auf der Landstrasse begegnet, und wie sie ihm unvorsichtigerweise entdeckt, welchen Schatz sie bey sich trage. Da er sich nun schon vor Tage aus dem Staube gemacht, ohngeachtet er ihr versprochen sie zu wecken, so könne kein Anderer der Dieb seyn, als jener unbarmherzige Israelit. Der Gerichtshalter meynte dasselbe, nahm ein Protocoll darüber auf, fertigte einen Steckbrief aus, foderte drey Thaler acht Groschen

schen



„die eine garstige Dirne war, und er mußte noch sieben andere Jahre hoffen und harren.“

So wenig auch die sinnreiche Anwendung von Jacobs Ehstands-geschichte Eindruck auf Gretgen machte, so wurde sie doch durch den herzlichen Ton, mit dem der Alte sprach, sanft bewegt; und als er endlich seinen Trostgründen noch sechs harte Thaler hinzufügte, mit der Versicherung: er würde gerne mehr geben, wenn Er und seine armen Pfarrkinder es entbehren könnten, Gott werde aber seinen Segen auf dieß Wenige legen; da kehrten Muth und Hoffnung in das kranke Herz zurück, sie küßte dankbarlich die Hand des edlen Greises, und beschloß, die mühsame Laufbahn von neuem zu beginnen. Der Pfarrer legte beim Abschied seine Hand auf ihre Stirn, und segnete sie mit Nührung. Das alte Müttergen geleitete sie bis vor die Pforte, um des bösen Hundes willen wie sie vorgab, eigentlich aber, um ihr noch einen Ducaten in die Hand zu drücken, von dem ihr Alter nichts wissen

sen sollte. Nicht etwa, sprach sie, als ob ich fürchtete, mein Alter mögte das nicht gut heißen; sondern die Rechte muß nicht wissen was die Linke giebt.

Es war bereits Abend, als Gretgen ganz erschöpft wieder in ihrer Dachkammer anlangte. Weg war der heitere Muth, mit dem sie sie gestern verließ, leer der kleine hölzerne Kasten unter dem Bette, der ihre frohen Hoffnungen in sich schloß. Mit bitterer Wehmuth faltete sie die Hände: Konrad! Konrad! wenn du wüßtest — nein besser ich verschweige dir mein Leiden! nur am Tage unsers Wiedersehens, wenn ich als Braut entzückt in deine Arme sinke, wenn du mich fragst: warum so blaß und mager liebes Gretgen? dann sollst du erfahren, was der Geliebten möglich war! dann sollst du ahnden, was dein Weib zu thun im Stande seyn würde.

Schluchzend warf sie sich auf das harte Lager, aus ihrem schon geschlossenen Auge quoll

noch eine Thräne hervor, ein unruhiger Schlummer gab ihr keine Erquickung, schwerer Achem und Zuckungen verriethen qualende Träume, überall sah sie Diebe und Hunde, ein kalter Schweiß mattete sie ab, ihr eigenes Stöhnen weckte sie endlich. Ach! ein Fieber wühlte in ihren erschütterten Nerven, sie fühlte, daß sie das Bett nicht verlassen konnte. Das war der Augenblick, vor dem sie so lange gezittert hatte, und in welcher Lage überraschte sie dieser Augenblick! von allem entblößt, war das Geschenk des Pfarrers ihr ganzes Reichthum, der Grund auf welchen sie ihre neuen Hoffnungen gebaut hatte; und diese harten Thaler, diesen Ducaten, sollte sie nun an Arzt und Apotheker hingeben, um ihr ein hoffnungsloses Daseyn zu freisten? — Gutes Mägdgen, hast du vergessen, daß der fromme Greis dir auch seinen Segen gab? fasse Muth, dieser Segen fängt schon an Früchte zu tragen. Ein edler Arzt, um dessen Herz die Gewohnheit, täglich die leidende Menschheit zu sehn, keine Minde gezogen hat-

te — ein Arzt wie Zimmermann, stolz gegen die Großen, und hülfreich gegen Verlassene — ein solcher nahm sich der Unglücklichen mit Wärme an, ihr Körper genas durch seine Kunst, und ihre Seele durch seinen freundlichen Trost; auf seine Fürbitte wurden die Arzeneien ihr unentgeltlich gereicht, und als nun die völlig Genesene ihm mit niedergeschlagenen Blicken und zitternder Hand ihren einzigen Ducaten zur Vergeltung anbot, da sagte er noch fünf Andere hinzu, drückte der Sprachlosen lächelnd die Hand, und stieg mit einer Empfindung hinab, mit der nur Engel aufwärts steigen.

Freue dich Gretgen! der Sturm hat ausgewüthet; es folgt eine heitere Stille von dreym Jahren, durch Fleiß und Hoffnung zu Tagen verkürzt. Ja, noch drey Jahre arbeitete und sammelte das beharrende Mägdgen, aß Kartoffeln und Brod, schlief nur wenige Stunden, und sah endlich mit Entzücken den kleinen hölzernen Kasten unter dem Bette wieder gefüllt.

Wer mahlt die Empfindung mit welcher sie den letzten Thaler zu hundert und neun und neunzig legte! sie that es knieend, und ein nasser Blick dankte dem Himmel!

Froh geschäftig machte nun die liebende Pflaerin zum zweytenmale Anstalt zu ihrer Wanderschaft. Aber diesmal gieng sie vorsichtiger zu Werke. Sie trug ihren kleinen Schatz zu einem Kaufmann, dem sie ihr voriges Unglück und ihre jetzigen Hoffnungen entdeckte, und der ihr für ihr Geld einen holländischen Wechsel gab. Dieß kostbare Papier nähte sie fest an ihren Busensstreifen, und so gieng sie leicht und wohlgemuth zum Thore hinaus. Sie wußte nicht, daß sie reicher war als sie glaubte, denn der Kaufmann, gerührt durch ihr Schicksal, und edel und wohlthätig wie Frege, hatte, ohne es ihr zu sagen, den Wechsel um 25 Thaler vermehrt.

Als sie von ferne das Dorf erblickte, wo sie vor drey Jahren so elend wurde, ward sie

von

von einer unwillkürlichen Angst ergriffen. Schüchtern, als sey sie wieder in Gefahr, ihren mühsam errungenen Schatz einzubüßen, schlüpfte sie vor der Herberge vorbey, warf noch einen furchtsamen Blick auf die Wohnung des Gerichtshalters, und stand jetzt mit süßer Nahrung vor dem Pfarrhose. Lebt der ehrwürdige Greis noch? lebt die gute alte Mutter noch, deren Rechte nicht wußte was die Linke gab? — Ach nein! sie sind beyde gestorben! dort auf jenem Kirchhose ruht ihre Asche. Gretgen suchte das einfache Kreuz, welches die Gräber der Gerechten bezeichnete, warf sich nieder, und berhaute mit dankbaren Thränen die hervorsprossenden Blumen.

Nachdem sie ihrem guten Herzen dieß Verlangen gewährt hatte, setzte sie ihre Reise muthig fort. Kein Unfall traf sie unterwegs, die Schwülen an den Füßen achtete sie nicht. Nach einigen Wochen erklimmte sie den letzten Hügel, und plötzlich lag vor ihr im Thale die

Grenz.

Grenzfestung M — mit ihren Thürmen und Bastionen. Ach! wie würde ihr zu Muth, als sie das Ziel ihrer Wanderchaft vor sich sah! hier lebt Konrad! hier werde ich ihn wiedersehen! hier den Lohn meiner Treue empfangen! von süßen Gefühlen überwältigt, sank sie auf der Spitze des Hügel's unter einen Baum, und dankte dem Schöpfer, der ihr einen guten Engel zum Geleitmann gegeben, und sie glücklich ausfliehet fernem Heymath bis in dieß fremde Land geführt hatte. Mit neuen Kräften, von der Liebe beflügelt, eilte sie den Berg hinab, jede Schildwache auf den Wällen schien ihr in der Ferne Konrad; jeder Blausock der ihr begegnete, erregte ihr ein heftiges Herzklopfen; einem Jeden hätte sie zurufen mögen: kennst du nicht meinen Konrad? bist du nicht ein Kammerad von ihm? o wie ungeduldig machten sie einige Krümmungen des Rheins, die sie immer wieder von ihrem Ziele entfernten, wenn sie schon vor den Thoren zu seyn glaubte. Endlich gar noch eine Schiffbrücke! und zwar wurde sie eben erst

erst vom diesseitigen Ufer abgestoßen. Gretgen läuft, schreit, man soll sie mitnehmen — zu spät! die Fährleute winken ihr gelassen zu, sie solle warten, bis die Brücke mit einer neuen Ladung vom jenseitigen Ufer zurückkommen werde.

Das erste Schiff erfand ein Liebender, aber gewiß nicht die erste Schiffbrücke. Wie das langsam dahin vogt; wie die Wasserfläche auf einer Seite unmerklich kleiner, auf der andern unmerklich größer wird; wie nun endlich mit einem heftigen Stoß, der selbst Liebende aus ihren Träumereyen wecken kann, die Brücke das Ufer begrüßt; nun regt und bewegt sich Alles um hinüber zu kommen — halt! erst muß hier ein Strick umgewunden, und dort eine Kette befestigt werden. Jetzt steht der schwimmende Balcon sicher, aber nun passiren erst Pferde und Wagen, Ochsen und Esel, sehen die Weine furchtsam vorwärts, scheuen sich vor jeder Spalte, und wenn sie endlich zutreten, besprüngen sie die Umstehenden. Jetzt kommt die Reihe an

N 5  
die

die Fußgänger, die müssen erst sämmtlich ihre großen oder kleinen Beutel ziehen; der Eine empfängt einen Krachfuß, weil er reichlich gab; der Andere wird aufgehalten, weil er zu wenig bot. Geduld liebes Gretgen! nun ist Alles berichtigt. Schon wallen die Uebergefahrenen rechts und links, und sehen sich eben so wenig nach der Brücke um, als eine Seele nach dem Körper in welchem sie über den Strom des Lebens schiffte. Aber nun dauert es wenigstens eben so lange, ehe das Fabryzeug wieder beladen wird. Die Pferde, Ochsen und Esel vom jenseitigen Ufer, sperren sich mit dem nemlichen Rechte wie ihre Brüder vom diesseitigen, und kaum ist Alles in Ordnung, kaum ist der Fährmann zum Abstoßen bereit, so läßt sich plötzlich noch ein Posthorn in der Ferne hören, eine Extrapost, die keine Zeit zu verlieren hat, ein junger Herr, der nach Hamburg reißt, um Blanchard in die Luft steigen zu sehen, oder ein Spieler der nach Pyromont fährt, um den Narren die Beutel zu segen. Geduld liebes Gretgen! trage ohne Mur-

ren,

ren, wie jene Brücke, Alles was der Zufall dir aufbürdet. Stampfe nicht so mit deinen kleinen Füßen, das Gras spottet deines leichten Fußtrittes. Sieh, schon seht sich die Brücke in schaukelnde Bewegung, immer kleiner und kleiner wird der Raum der dich von ihr trennt. Horch, die Glocken in der Stadt schlagen neun Uhr, es ist noch früh am Tage, und schon bist du mitten auf dem Rheine. Glück zu! ein leichter Sprung, und du berührst das jenseitige Ufer. Nun hält dich nichts mehr auf, nun eile, schnellfüßiger als Alalanta, den offenen Thoren zu.

Bin ich endlich so nahe! rief Gretgen entsetzt: aber wo werde ich ihn finden? welche Straße werde ich wählen? welche Menschen befragen? Ach! wenn doch ein Zufall ihn mir entgegen führte! daß ich an den großen starren Augen mich ersähen, daß ich auf offenem Markte um seinen Hals fallen, und ihm zuschluchzen könnte: ich bin dein treues Gretgen! — Him-

mel!

mel! wie groß die Stadt ist! wie sie sich rechts und links ausbreitet — wo soll ich ihn suchen! —

Von solchen Gedanken hin und her geworfen, war sie froh und ängstlich bis nahe an den Paradeplatz gekommen. Hier tönte Trommelschall in ihre Ohren, und sie sah in der Ferne eine Menge Gewehre blinken. — Sollte mein Konrad unter diesem Haufen seyn? und wenn er nun gerade in Reyh und Glied steht, indem er mich erblickt, wird er nicht das Gewehr wegwerfen und herausstürzen? wird dann ein böser Korporal oder Fähndrich ihn nicht drum strafen? — Sie kam immer näher und näher, und wurde gewahr, daß die Soldaten in zwey langen Reyhnen standen, und ein Unglücklicher mit blutendem Rücken zwischen ihnen durchlief. — Ach! ein armer Mensch der Spießruten läuft! wenn mein Konrad dabey ist, so blutet sein gutes Herz gewiß wie der Rücken auf welchen er zuhauen muß. — Jetzt stand sie ganz

ganz dicht hinter den Reyhnen, der Anblick des blutigen Rückens verursachte ihr eine Uebelkeit — aber nun wandte sich der Unglückliche, sie sah in sein todtenblaßes Gesicht, und sank mit einem lauten Schrey ohnmächtig zu Boden. Es war Konrad! Konrad, dem glücklicherweise Schmerz und Trommelschall Gretgens Geschrey unhörbar machten, und der, nachdem er seine Strafe überstanden hatte, selbst ohne Bewußtseyn niederstürzte.

Das arme Gretgen war von den Umstehenden in eine nahe Mühle getragen worden. Dort erwachte sie langsam aus ihrem Todtenschlummer, und starrte mit fragenden Blicken die fremden Menschen um sich her an. Wo bin ich! war ihr erstes Wort. — Bey ehrlichen Leuten, sagte die Müllerin, und tröpfelte Lebensbalsam auf ein Stückgen Zucker. — Ist er tod? fragte Gretgens bebende Stimme. Ach nicht doch! versetzte ein lustiger Müllebursch; sie haben ihm nur ein wenig das Fell aufgeha-

hauen, und es geschah ihm schon Recht. — Was hat er verbrochen? — ey, er war mit einer läderlichen Bettel davon gelaufen, ganz nahe an der Grenze erwischten ihn die Husaren. Von Rechtswegen hätte er hängen müssen, aber weil er sonst immer ein braver Keel gewesen, und seine Offiziers ihn lieben, so ist er diesmal mit einem blauen Auge durchgeschlüpft.

Gretgen hörte die letzten Worte nicht mehr, neue Ohnmacht umschleyerte ihre Sinne, aus welcher sie nur erwachte, um sich in bitteren Thränen zu baden. Ist das der Lohn für meine Liebe und Treue! während ich Tag und Nacht für seine Befreyung arbeitete, während ich jeden Genuß, und jede Bequemlichkeit des Lebens für ihn entbehrte, hing er sich an eine läderliche Dirne und lief mit ihr davon! Ach Konrad! Konrad! wie wirst du mir in die Augen sehen können! wie wirst du es einst vor Gott verantworten! — Mit wankenden Schritten und roth geweinten Augen verließ das unglückliche Mädchen

Mädchen gegen Abend die Mühle, und irrte in der Stadt umher, bis sie die Hauptwache fand, wo sie sich bey der Schildwache erkundigte, wohin man den bestraften Delinquenten gebracht habe? Nachdem der Befragte ihre züchtigen Ohren durch einige derbe Späße gequält hatte, erfuhr sie endlich, Konrad liege im Lazareth. Sie ließ sich den Weg dahin zeigen, und näherte sich zitternd und heimlich schluchzend dem Aufenthalte ihres unwürdigen Geliebten. Die Thüren wurden aufgethan. Ach! welch ein Wiedersehen! wie verschieden von ihren süßen Träumen! Konrad lag auf einem Strohband, das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Gretgen trat hin zu ihm. Neden konnte sie nicht, sie weinte, und streckte ihre Hand nach ihm aus. Konrad wandte sich: Jesus! wie geschieht mir! — Er wollte sich aufrichten, und sank sprachlos zurück. Gretgen weinte heftiger, kniete neben ihm nieder, ergriff seine Hand, und drückte sie an ihren Busen. Konrad starrte sie aus hohlen Augen an. Plötzlich zog er seine Hand

Hand zurück, verhüllte sein Gesicht, und heulte: o das schmerzt mehr als Spigruthen! — Gretchen faßte seine Hand aufs neue, sie erblickte den silbernen Ring an seinem Finger: Du hast doch meinen Ring noch, schluchzte sie. — Bist du gekommen ihn zurück zu fodern? nimm ihn, ich habe ihn nicht verdient! — Wenn du be-reuen könntest! wenn du mich noch liebtest! — Wollte Gott ich liebte dich nicht mehr! ich wäre ein ganzer, verstockter Hölswicht! so würde ich diese Höllenqual nicht empfinden! diese Scham, die mich Centnerschwer zu Boden drückt. — Ich verzeihe dir — Guter Engel! laß ab mich zu martern! — Ich komme dich loszukaufen. — Ach mein Gott! — Fünf Jahre lang habe ich Tag und Nacht gearbeitet — Du bringst mich um! — Endlich habe ich 200 Thaler zusammen gespart — Gerechter Gott! das halte ich nicht aus! — Der erschöpfte Jüngling sank ohnmächtig zurück auf das Stroh. Als er wieder zu sich kam, war seine Phantasie zerrüttet, ein heftiges Fieber durchwühlte seinen Körper,

Körper, mit erloschenen Augen und brennenden Lippen lag er da, bald von Frost geschüttelt, bald von Blut verzehrt.

Neun Tage lang wick Gretchen nicht von seinem Lager, kein Schlaf kam in ihre von Thränen wundgebissenen Augen; nur aus ihren Händen empfing er jede Arznei; ihr ersparter Zehrpennig verschafte ihm die nöthigen Ergütungen. Nach neun Tagen hatte sie endlich die Freude, zum Erstenmale wieder von ihm erkannt zu werden. — Kannst du mir verzeihen? stammelte er leise. — Ich habe dir verziehen! rief sie mit einem Thränenstrom, und schloß ihn fest in ihre Arme. — Ich wurde verführt — eine böse, listige Dirne — Genug! genug! ich mache dir keine Vorwürfe. — Nun so helfe mir Gott zu meiner Gesundheit! daß ich, so lange ich lebe, ihm seine Gnade, und diesem edlen Mädgen seine Liebe danke! — Von Hoffnung belebt, durch redliche Entschüsse gestärkt, gewann Konrad in Kurzem seine Kräfte wieder,

3. Bd. D und

und als er nun so weit war, daß die Geliebte glaubte, ihn ohne Gefahr allein lassen zu dürfen, da eilte sie zu seinem Hauptmann, eröffnete ihm ihr Anliegen, und zog den Wechsel aus ihrem Busen.

Ach! ein neues schreckliches Hinderniß! das Regiment hat Marschordre erhalten, ein wüthender Feind dringt überall über die Grenze des deutschen Reichs, der Hauptmann, so gern er wollte, darf keinen Soldaten entlassen, nicht einmal beurlauben; vielleicht, nach geendigtem Feldzug, aber jetzt, liebes Kind, soderst du das Unmögliche. Er muß mit fort, um die Horden der Barbaren von unsern Grenzen abzuhalten. — Ach Gott! vielleicht sein Blut zu vergießen! — für das deutsche Vaterland, versetzte der Hauptmann kaltblütig. — So darf ich wenigstens mit ihm ziehen? — Armes Mädchen, du mit deinem zarten Körperbau würdest die Beschwerlichkeiten eines Marsches nicht ertragen. — Gretgen lächelte, und machte eine

leichte

leichte Bewegung mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: Guter Hauptmann, du weißt nicht, welche Beschwerlichkeiten ich schon für Konrad überstanden habe. — Und dann, fuhr der Hauptmann fort: du scheinst mir ein sittsames Mädchen, von rechtlichen Eltern; als was könntest du wohl mit ihm ziehen? — Als was? seltsame Frage! als sein Weib. — Auch das darf ich nicht erlauben. — Wie? — Ich kann ihm keinen Trauschein bewilligen. — Mein Gott! habe ich nicht immer gehört, ein braver Soldat müsse menschlich seyn? und wie kann er das wenn er nicht lieben darf? — Der Hauptmann lächelte. Deine Philosophie gefällt mir, und überzeugt mich, Hans Christoph von Z\*\*\*, aber nicht mich den Hauptmann. Du wirst gesehen, liebes Kind, daß jeder Soldat das nemliche Recht hat, Herzkrank zu werden, wie dein Konrad; nun denke dir 30000 Weiber bey unserer Armee, und eine Jede so verliebt als dich, wahrlich! es würde nie zu einer Schlacht kommen. — Sie scherzen Herr Hauptmann, und

D 2  
mir

mir blutet das Herz. — Es steht nicht in meiner Macht dir zu helfen. — Aber ich darf doch mit ihm gehn? wenn auch nicht als sein Weib, doch als seine Schwester? — Wenn du dich dem Gespötte der ganzen Compagnie Preis geben willst? — Immerhin, aber ich trenne mich nie wieder von Konrad. Gift schadet nur in offenen Wunden, und Spott nur der verletzten Tugend. Mein Herz ist rein, und so lange mein Gewissen mich frey spricht, möge die ganze Armeé über mich spotten. — Braves Mägdgen, du gefällst mir. Willst du bey einem Manne von fünfzig Jahren während des Feldzugs als Wäscherin dienen, so komm mit mir. Um desto sicherer werde ich seyn, daß Konrad mir nicht zum zweytenmale desertirt.

Wer war froher als Gretgen! Der Handel wurde auf der Stelle geschlossen, und nie ist ein stichtsameres Mägdgen einer Armeé gefolgt, als die reizende Wäscherin des Hauptmanns von 3\*\*. Vergebens liebäugelte hier ein Lieutenant und

wirkelte dort ein Fähndrich; vergebens ward manche alte Marketenderin mit Goldschweren Beuteln abgesandt, um die Tugend an die Wollust zu verkuppeln: Gretgen wußte Sterne und Ordenskreuze, und, was noch mehr ist, selbst ihren Geliebten, in bescheidener Entfernung zu halten. Konrad beklagte sich zwar oft über diese Strenge, aber im Grunde beruhigte sie ihn doch, wenn er bedachte, daß seine Braut dem Eigennuße nie verwilligen werde, was sie der Liebe versagte.

Hatte doch das arme Gretgen keine andere Freude als das Bewußtseyn ihrer Unschuld, denn täglich und stündlich zitterte sie für das Leben des Geliebten. Wenn er auf dem Vorposten stand, wenn er zu irgend einer gefährlichen Expedition commandirt wurde, oder wenn gar eine Schlacht geliefert werden sollte — ach! welche Angst stand das arme Mägdgen aus! Bey jedem Schusse den sie hörte, sah sie Konrad nieder sinken, jeder Verwundete, der hinter die Fronte geführt wurde,

wurde, schien ihr in der Ferne Konrad. Auf ihren Knieen liegend und betend erwartete sie den Ausgang einer jeden Action, und wenn die Truppen siegreich zurückkehrten, wenn Konrad mit einem grünen Zweige am Hüte ihr munter entgegen kam, dann dankte sie Gott mit einer Innbrunst, die nur Gefahr und Liebe einflößen.

Bis jetzt hatte ein schützender Engel den braven Konrad überall begleitet; um ihn und neben ihm stürzten seine Kammeraden, er allein blieb unverletzt; immer kam er mit dem Zeugniß, daß er sich brav gehalten, und immer ohne Wunden zurück. Nach und nach wurde er so kühn, daß er zum Treffen gieng wie zum Tanze, und unter den Augen seiner Obern manchen Lorbeer erfocht, den alle Zeitungen ausposaunt haben würden, wenn der Held nicht ein gemeiner Soldat gewesen wäre.

So verstrich der Sommer des Jahres 1791 bis in den Erndtemonat. Damals war der Tod der fürchterliche Schnitter, der manche un-

reife

reife Aehre abmähte, und die Saaten mit Menschenblut düngte. Verschanzte Lager wurden erobert, Battereien wurden gestürmt. Muthig klimmte Konrad einem dieser Feuerschlünde entgegen, da sauste eine Kugel durch die Luft, nahm ihm den rechten Arm, und schleuderte den Körper hinab in den Graben. Da lag er hilflos, Leichen rollten auf ihn herab, andere Verstümmelte mischten ihr Wehzen mit dem seinigen, oben auf dem Hügel riefen seine Kammeraden Victoria! er hörte es, befahl Gretgen und seine Seele Gott, und die Nacht des Todes umschleuerte ihn. Hestig blutete die Wunde, mit jedem Tropfen verminderte sich die Kraft des Lebens, wenige Stunden noch, und er wäre nie aus diesem Schlummer erwacht.

Getrost armer Konrad! schon sucht die Liebe deinen Leichnam. „Daß ich ihn wenigstens begrave!“ schrie Gretgen fürchterlich, auf dem Schlachtfeld herumirrend, und nicht achtend der Kanonenkugeln, die der nahe Feind noch immer

herüberfannte. Haar und Halstuch flatterten in den Wind, ihre Schube waren verlohren, Kiesel und Dornen durchstachen ihre Füße. So wankte sie unter den Leichen umher, kreischte den Namen des Geliebten, suchte seinen Körper mit ängstlichen Blicken, und bebt ihn zu finden.

Endlich fand sie ihn leblos unter aufgethürmten Leichen, sie zog ihn hervor, sie wusch die Wunde mit ihren Thränen, sie entblößte ihren Busen, und wickelte das Halstuch um den verstümmelten Arm. Aber wie den Verwunderten fortzuschleppen? keine Hilfe — keine Menschen — keine Tragbahre — wozu das Alles? Angst und Liebe geben Riesenkraft, sie ladet ihn auf ihre Schultern, und trägt Athemlos die geliebte Bürde in das Feldlazareth. Kaum ist sie vor dem Wundarzt angelangt, kaum hat sie eine Bitte um schleunige Hilfe gestammelt, so sinkt sie erschöpft zu Boden, und erst nach mehreren Stunden kehren Wärme und Leben in den liebevollen Busen zurück.

Es

\* \* \*

Es war im Sommer des Jahres 1793, als die Gräfin P\*\* abermals durch W\*\* reiste, sich der interessanten Spitzenwäscherin erinnerte, ihr Taschenbuch hervorzog, und die Wirthin fragte: wo der Tischler Konrad Braun wohne? — Tischler? versetzte die Wirthin: gewesen! Der arme Schelm wird in seinem Leben keinen Hobel wieder anrühren. — Wie so? — Je du mein Gott! weil er nur einen Arm hat, den Andern haben ihm die heydnischen Franzosen abgeschossen. — Wovon lebt er denn? — Von dem Fleiße seiner Frau, und von einer kleinen Pension die ihm der König giebt. Davon würde er aber nicht fett werden, wenn das brave Weib nicht thäte. — Hat er die Spitzenwäscherin geheyrathet? — Die Spitzenwäscherin? ja — aber woher kennen Ihre Gnaden — doch es ist ja wahr, ich bestimme mich, sie hat vor fünf Jahren Spitzen vor Ihre Gnaden gewaschen. Nun, sie wäscht noch immer, wenn Sie ihr Etwas zu verdienen geben wol-

D 5

len. —

ten. — Das will ich, sagte die Gräfin, wo wohnt sie. — Ich werde soaleich zu ihr schicken. — Nein, ich will selbst hingehen. — Ach Ihre Gnaden wollen sich bemühen in eine schmuckige Gasse, ein kleines niedriges Haus. — Das hat nichts zu bedeuten, lasse sie mir nur vom Hausknecht den Weg zeigen.

In wenig Minuten stand die Gräfin vor Gretgens Hausthür. Es wurde angeklopft, ein schöner junger Mann mit Einem Arm that ihr auf. Er zog die Mütze ab, und neigte sie hinein zu treten. Da saß Gretgen mit einem kleinen Engel an der Brust, in dessen Anschauen sie so vertieft war, daß sie die Ankunft einer Fremden nicht einmal gleich bemerkte. Als sie nun aber die Augen aufhub, und ihre Wohlthäterin erblickte, Himmel! welche Freude glänzte auf ihrem Gesichte! Das ist sie! das ist sie! rief sie ihrem Manne zu: das ist die gute Frau von der ich dir so oft erzählt habe! und flugs legte sie das Kind in die Wiege, ergriff die

Hand

Hand der gerührten Gräfin, drückte sie feurig an ihre Lippen, bat sie, sich in den Großvaterstuhl zu setzen, wollte frische Milch hohlen, oder Kaffee machen, rannte im frohen Taumel hin und her, griff bald nach diesem bald nach jenem, und rief immer dazwischen: ich wußte wohl daß sie uns nicht vergessen würde! habe ich es nicht immer gesagt? sie hat sich deinen Namen aufgeschrieben, sie wird uns noch Einmal besuchen, ehe wir es uns versehen.

Der Mann stand, und wischte sich mit seiner Mütze die Thränen aus den Augen. Könnte ich doch meine Hände falten, sprach er, und zu Gott für sie beten.

Wie ist er denn um seinen Arm gekommen, guter Mann? — Se, die Franzosen haben mich ihn weggeschossen. — Mich dünkt, Gretgen, es war Anno 88 als wir uns zum letztenmale sahen, und damals standest du im Begriff, deinen Konrad zu hohlen; aber damals hatten wir noch nicht Krieg? — Ja, gnädige Frau, ver-

setzte

setzte Gretgen, der Mensch dankt es, Gott lenkt es. Freylich wollte ich ihn hohlen, aber der böse Jude, den ich nicht verdammen will — ach! ohne ihn hätte mein Konrad seine gefunden Gliedmaßen behalten! ohne ihn wäre ich drey und ein halbes Jahr früher das glücklichste Weib geworden!

Nun hub sie an zu erzählen, von dem schönen Tage, an welchem die gnädige Frau sie so großmüthig beschenkt, bis zu dem, an welchem eine unglückliche Kartätsche ihren Konrad verstümmelte; wie er damals drey Monate im Lazareth gelegen, und sie nicht von seiner Seite gewichen, bis ihm Gott geholfen — — Ja, sagte der Mann, Gott und du! ohne dich wäre ich hülflos gestorben, wie so mancher andere brave Kerl — „Stille!“ — Nein, nicht stille. Du warst selbst krank, konntest dich kaum auf den Beinen halten, und doch kamst du nicht von meinem Bette, brachtest in drey Monaten die Kleider nicht vom Leibe — „Stille!“ —

Nein,

Nein, nicht stille. Wer war es, der den Feldscheer dafür bezahlte, daß er mich sorgsamer abwartete als die übrigen? und mit welchem sauer erworbenen Gelde? und hatte ich das wohl verdient? ich, der ich — „Stille lieber Konrad!“ — Warum denn stille? warum soll es die gnädige Frau nicht wissen, daß ich mich schwer an die versündigt hatte? weiß es doch unser Herr Gott! und strafte mich dafür von Rechtswegen, der Arm gieng mit einer Kanonenkugel auf Reisen, und der silberne Ring, den ich an der rechten Hand trug, gieng mit zum Teufel, das thut mir fast eben so leid als mein Arm. — „Habe ich dir nicht einen goldenen dafür geschenkt?“ — Nun freylich, du hast mir mehr geschenkt als das, Leben und Gesundheit, Nahrung und Freude. Wenn du nicht wärest, wo sollte ich denn den Bissen Brod — „Stille doch lieber Konrad!“ — Nein, nicht stille! der König giebt mir freylich eine kleine Pension, aber was will das sagen? Alles ist theuer, arbeiten kann ich nicht, es würde verzweifelt knap-  
her.

heraehn, wenn das brave Weib nicht mit der  
frühen Morgensonne am Nährhmen säße, oder  
am Waschfasse stünde — „Nun ist genug,  
„lieber Mann. Hast du mich denn jemals kla-  
„gen hören? habe ich dir nicht immer gesagt:  
„Freud' und Leid, wie der Pfarrer spricht, soll  
„man in der Ehe mit einander tragen. Uns  
„aber schickte Gott das Leiden vor der Trau-  
„ung zu, nachher haben wir noch keine böse  
„Stunde mit einander gehabt. Viel Arbeit?  
„desto besser! Arbeit macht gesund und froh,  
„und wenn man vollends für den Geliebten ar-  
„beitet, o dann geht es flink von der Hand!  
„freylich, nun der kleine Schreyhals dazu ge-  
„kommen ist, so wird es mir zuweilen ein we-  
„nig sauer; aber der kleine Schreyhals schreyt  
„doch nicht immer, er lächelt auch zuweilen, —  
„sieh nur, jetzt eben — o dann ist Alles ver-  
„gessen! —“

Die Gräfin genoß einen unaussprechlich sü-  
ßen Augenblick. Sanfte Thränen der Näh-  
rung

zung schlichen sich über ihre Wangen, und be-  
nesten den Busen, der von Menschenliebe  
wallte. „Ich muß mich schämen, liebes Weib-  
„gen, sagte sie, daß ich schon so lange in deiner  
„Schuld bin.“ — In meiner Schuld gnädige  
Frau? — „Als ich vor fünf Jahren dir ein  
„kleines Geschenk mit dem ausdrücklichen Ver-  
„sprechen machte, dir, so lange du lebst, jähr-  
„lich eben so viel zum Vohuf deiner Wirkschaft  
„zu schicken —“ — Wie gnädige Frau? das  
hätten sie versprochen? — „Du bist sehr groß-  
„müthig, daß du dich stellst, als habest du es  
„vergessen. Leider vergaß ich es selbst unter  
„dem Gewühl von Festreumaen; aber heute,  
„als ich die Thürme von B \* \* erblickte, er-  
„rinnerte ich mich dessen. Versprechen macht  
„Schuld, Wort muß man halten, und ich wer-  
„de in Zukunft nie wieder so saumselig seyn.  
„Hier sind —“

Mein Gott! gnädige Frau! Sie haben mir  
nichts versprochen. — „Frage nur meine Kam-  
„mer“

„merjungfer, sie war Zeuge davon, aber du  
 „warst damals so ganz mit deinem Konrad be-  
 „schäftigt, daß du drüber nur halb hörtest.  
 „Hier sind also fürs Erste 250 Thaler alte  
 „Schuld. Meine Saumseligkeit hat doch Et-  
 „was Gutes gestiftet, ihr habt das Geld nun  
 „auf Einmal beisammen, und könnt es auf Zin-  
 „sen legen. Hier ist auch die Mente für dieses  
 „Jahr, und sobald ich nach Hause komme, will  
 „ich euch ein Instrument darüber schicken, da-  
 „mit ihr, wenn ich etwa sterben sollte —“

Konrad und sein Weib hörten und sahen  
 nicht mehr. Sie lachten und weinten, sie stam-  
 melten und beteten; Gretgen riß das Kind aus  
 der Wiege, hienä sich damit an die Kniee der  
 Gräfin, der Mann streckte seinen Einen Arm  
 gen Himmel — es war ein Schauspiel für En-  
 gel von verschwisterten Engelsseelen dargestellt.  
 Die fein und starkfühlende Gräfin konnte es nicht  
 länger ertragen. Sie schlüpfte behende aus der  
 Thür, Mann und Weib eben so behende hinter  
 ihr

ihr drein. Mit holder Schaam rosenfarb über-  
 gossen slog sie über die Straße, Seagnswünsche  
 schallten hinter ihr her, die Vorübergehenden  
 blieben stehn, und gafften, der wohlthätige  
 Flüchtling schlug bescheiden die Augen nieder,  
 und als sie sich endlich in Sicherheit glaubte,  
 drückte sie dem Hausknecht einen Gulden in die  
 Hand, damit er niemanden sagen solle was er  
 gesehn.

Herliches Weib! hier steht deine Büste vor  
 mir. Ich lege die Feder nieder und umarmen  
 den kalten Stein. Vergieb! vergieb einem  
 Herzen das dich liebt und bewundert, wenn es,  
 uneingedenk deiner bescheidenen Bitte, diesen  
 Zug deines Edelmuths der Welt bekannt machte.  
 Heyl dir und dem guten Gretgen! das mit der  
 Schwärmercy einer Romanheldinn den Ernst  
 einer treuen Gattin verband; die schönsten Früh-  
 lingsjahre der Liebe aufopferte, und endlich so-  
 gar dem Ungetreuen vergab. Das hätte kein  
 Mann gethan! Nein, so liebt kein Mann!

## Ninons Rezerehen in der Liebe.

Kontraste erabögen. Was die Natur in einem liebenden Herzen wirkt, hat Gretgens rührendes Beispiel gezeigt. Jetzt will ich aus dem Briefen der Ninon de Lenelos, der größten Künstlerin in der Liebe, die Bemerkungen ausheben, welche eine lange Erfahrung sie machen lehrte. Sie hat die Liebe studiert; sie hat, um mich eines unedlen Gleichnisses zu bedienen, die Speisen mit Gewürzen überladen, und dadurch den Geschmack für gute, gesunde Kost verloren. Wer über die Liebe nachdenkt, der liebt nicht mehr. Wer den Horaz, statt ihn zu lesen, erklären kann, der hat nur Gefühl für die Kunst. Man muß das Schöne empfinden, ohne zu wissen warum es schön ist. Doch Ninon plaudert angenehm, und für die Welt, wie sie nun Einmal ist, sagt sie viel treffendes und wahres. Der Umgang dieser Aspasta muß unaussprechlich reizend gewesen seyn, und gern unterschreibe ich St. Evremonds Lob:

Mehr

Mehr als Schönheit, mehr als Jugend,  
 Gab dir Ninon die Natur,  
 Eines Kato strenge Tugend,  
 Und die Wollust eines Epikur.

Das Herz vereint und paart so viele gegenfälligerische Dinge, daß, wer sich damit abgiebt, es zu schildern, nothwendig oft in Widersprüche fällt; man glaubt es zu erhaschen, und umarmt einen Schatten. Das Herz ist ein wahres Chamäleon, beseh es von dieser Seite, betrachte es von jener, du wirst immer eine andere Farbe erblicken.

Liebe setzt das Herz in Bewegung, wie den Körper die Wärme. Lieben heißt den Wunsch der Natur erfüllen, heißt, mit einem Worte — ein Bedürfniß befriedigen. Aber hüte dich dieß Gefühl in Leidenschaft übergehn zu lassen. Gern würde ich auf die Liebe anwenden, was man von dem Gelbe sagt: ein vortrefflicher Bedienter, aber ein schlechter Herr. Soll

sie dich nicht beherrschen, so vermeide den Umgang der sogenannten Achtungswerthen Weiber, und wähle solche, die angenehm unterhalten ohne gründlichen Ernst. Im Jünglingsalter muß man in einem reizenden Weibe keinen Freund, sondern nur eine Geliebte suchen. Der Umgang mit Weibern von heldenmüthigen Grundsätzen, oder mit solchen, welche die Verwüstungen der Zeit nöthigen, nur noch durch Eigenschaften zu glänzen, ist sehr gut für einen Mann, der, so wie sie selbst, auf dem Rückwege ist; für den Jüngling aber sind sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine zu gute Gesellschaft. Reichthümer brauchen wir nur nach Maasgabe unserer Bedürfnisse. Wähle daher eine liebenswürdige Gestalt, Sanftmuth, immer frohe Laune, Geschmack in geselligen Freuden; wähle Eine die vor einer Herzensangelegenheit nicht erschrickt. Willst du mehr, so suche dir einen Freund. Brauche jedes Ding wozu es geschaffen wurde. Nicht unserer Tugenden bedürfen die Männer, nein, unsers Trohsinns, unsrer Schwachheiten.

Liebe

Liebe wird nur gefährlich durch die erhabene Idee welche man sich zuweilen von ihr macht. Leidenschaft ist nur ein blinder Instinct, der gerade auf diesen Gegenstand fällt, ohne daß man sagen kann warum? Wird Liebe durch Freundschaft und Vernunft geleitet, so ist sie keine Leidenschaft mehr, sondern eine zwar warme, aber ruhige Hochachtung. Wandelst du hingegen in den Fußtapfen der alten Romanhelden, schwebst du in den Wolken; so wird die Liebe eine traurige, oft eine fürchterliche Narrheit, ein wahrer Fanatismus. Wo Vernunft oder Enthusiasmus eine Herzensangelegenheit bilden, da ist die Liebe ein fades Uding oder eine wilde Schwärmerey. Fliehe beides!

Die Schimären der Vernunft sind Schäumenzen, im Handel und Wandel gelten sie nicht.

Eine Geliebte, die Hochachtung verdient, würde eine vortrefliche Gattin werden, du würdest sehr viel Ehrfurcht für sie haben; aber sehnsuchtsvolle Zärtlichkeit — ganz und gar nicht.

Eine Frau von solchen Verdiensten macht dich allzuklein in deinen eigenen Augen; du bist gezwungen sie hoch zu schätzen, vielleicht gar zu bewundern — gute Nacht Liebe! So viele Tugend ist ein Verweiß für dich, eine überlästige Kritik deiner Schwachheiten, sie empört deinen Stolz, und wird der Stolz empört — gute Nacht Liebe! — Man hat es tausendmal wiederholt: wer unsere Leidenschaften zerstören würde, der würde uns selbst vernichten. Nur ordnen muß man sie. Sie sind Gift, das unter den Händen eines geschickten Arztes zum wohlthätigen Heilmittel wird.

Eine unerwartete Laune, ein Eigensinn in bester Form, eine Zänkerey vom Zaun gebrochen, machen oft mehr Wirkung auf die Männer, und fesseln sie sicherer, als die vernünftigste Vernunft. La Bruyere sagte einmal zu mir: der weibliche Eigensinn sey gewöhnlich mit der Schönheit verbunden, um ihr Gegengift zu seyn. Das ist nicht wahr. Der Eigensinn im Gegentheile

theil belebt die Schönheit. Nichts ist kälter als Bewunderung. Man gewöhnt sich so leicht an die schönsten Züge, wenn nicht ein wenig Bosheit und Lanne diesen Zügen Leben und Wärme mittheilen. Eine Frau von immer gleicher Gemüthsart macht Langeweile, sie ist eine Statue, man hat immer Recht mit ihr, sie raubt Einem die Freyheit zu zanken, und diese Freyheit ist oft ein großes Vergnügen. Lannen sind das Salz der Liebe, ohne Salz verdirbt alles. Unruhe, Eifersucht, Zänkereyen, Ausöhnungen, kleine Empfindlichkeiten, das sind die Nahrungsmittel der Liebe. Sie ist ein verzogenes Kind, von dem man sich doch nicht trennen kann. Sie ist nie stärker, als wenn man in der Hitze eines Streites im Begriff steht ganz zu brechen. Sturm und Ungewitter sind ihr Element, Alles an ihr ist krampfhast. Will man ihr Diät vorschreiben, so zehrt sie ab — sie stirbt.

Wenn die Liebe eine Frau zuweilen wild und ungerecht macht, welcher feinsühlende Liebhaber

wird sich darüber beklagen? Beweisen solche Ausschweifungen nicht die Stärke der Leidenschaft? Wer sich immer fein ordentlich in seinen Grenzen halten kann, der ist sehr mittelmäßig verliebt. Dergleichen Aufwallungen in dem geliebten Gegenstande, verschaffen doch immer ein geheimes Vergnügen. Man beklagt sich, und mitten unter Klagen fühlt man mit Entzücken wie heftig man geliebt wird.

\* \* \*

Es ist ein abgedroschener Grundsatz, wenn man behauptet: die Liebe lasse sich nicht gebieten. Weiber rechtfertigen dadurch ihre Schwächen; freylich müssen sie doch Etwas haben, woran sie sich halten können. Sie gleichen dem Edelmann, von welchem Montaigne erzählt, daß, so oft das Podagra ihn quälte, er seinen Schmerz milderte, indem er auf den Schinken fluchte, den er gegessen. — Liebe ist Sympathie — man ist nicht Meister seines Herzens u. s. w. Das sind Gründe, die man gar nicht

wie

wiederlegen darf, man würde sich die ganze Welt auf die Schultern laden. Und woher kommt es, daß diese Gemeinsprüche so viele Vertheidiger finden? weil Jedermann dabey intressirt ist, daß es so und nicht anders sey; denn haben wir einen dummen Streich gemacht, so trösten wir uns damit, daß ein unwiderstehliches Verhängniß uns dazu gezwungen hat. La Fontaine sagt sehr treffend:

Das Gute thun wir selbst, das Böse die Natur,

Wir haben immer Recht, Unrecht das Schicksal nur.

Ich bin nicht jener Meynung. Liebe ist unwillkührlich; zugestanden; das heißt: den ersten Eindruck können wir nicht vermeiden. Aber diesen ersten Eindruck zu schwächen, ja ganz zu vertilgen, das halte ich für sehr möglich. Flucht, Zeit und Abwesenheit sind Hülfsmittel, denen keine Leidenschaft in die Länge widersteht. Stark ist die Liebe nur durch unsere eigene

Schwäche. Aber gewöhnlich scheinen uns die Schwürigkeiten so groß, daß wir nicht den Muth haben nach dem Siege zu räumen. Wenn es daher gleich keine unbezwingbare Neigung in der Natur giebt, so gestehe ich doch gern, daß nur sehr wenige bezwungen werden, weil man sie nicht zu bekämpfen versucht.

\* \* \*

Wissen sie auch, so sprach ich eines Tages zu der Frau von \*\*, daß es ihrem Geschmack keine Ehre mache, den Marquis \* dem Chevalier \* aufgeopfert zu haben? Die Welt schließt von dem Gegenstande unserer Neigung auf uns selbst, und die Vorzüge des Marquis sind so auffallend — „Ich weiß es, versetzte sie; aber eben diese Vorzüge gaben ihm so viele Rechte über mich, und stößten ihm so viel Vertrauen auf sich selbst ein, daß mein Stolz beleidigt wurde. Und dann beunruhigte mich unaufhörlich jedes hübsche Weib? Bey einem allzukühnswürdigen Manne muß man immer Schildwach

„wach steht, immer Wer da! rufen. Zu zärtlich um nicht eifersüchtig zu seyn, und doch zu stolz um es merken zu lassen, war ich beständig in einem gewaltsamen Zustande; ich durfte mir nicht die kleinste Koketterie, oder Laune verstatten. Gerade in einem Augenblicke, als ich diesen Zwang am drückendsten fühlte, bot sich der Chevalier mir an, und steht er gleich seinem Nebenbuhler weit nach, so ist es doch kein kleines Verdienst, daß man mit ihm ungestraft Unrecht haben darf.“ — So erklärte sich Frau von \*\*, und so machen es fast alle Weiber, wenn sie es auch nicht ausdrücklich erklären. Ich behaupte, daß sie nicht eher wählen, bis sie sorgfältig untersucht und verglichen haben, welche Vortheile oder Nachtheile sie bey der Wahl dieses oder jenes Gegenstandes finden werden; eine Berechnung, die oft die Eigenliebe macht, ohne daß wir selbst davon wissen. Im Galanteriehandel haben beyde Geschlechter immer eine offene Rechnung unter sich, jedes calculirt seinen Einsatz, und Keines macht sich eher

eher zu Etwas anheischia, bis es weiß warum, und — aufrichtig gesagt — bis es Hoffnung hat das Andere zu betrügen.

\* \* \*

O ihr Männer! mit all' eurer Gründlichkeit, Gelehrsamkeit, Vernunft, und was weiß ich! seyd ihr die hochachtungswürdigsten und bewundernswürdigsten Geschöpfe von der Welt. Spart Alles das auf für den Umgang mit Männern, wo dergleichen seinen Werth hat; unter uns hingegen, vertauscht es gegen leichte Annehmlichkeiten. Das ist die einzige Münze die unter uns gilt; und hütet euch zu sagen, es sey falsche Münze. Will man zufrieden unter einem Volke leben, so muß man seine Sitten, auch zuweilen seine Albernheiten annehmen. Die Weiber gefallen durch eine reizende Gestalt und liebenswürdige Eigenschaften, und sie verlangen, daß man eben dadurch auch ihnen gefalle. Was sollen sie mit der geometrischen Gründlichkeit eures Geistes anfangen? Sie fürch-

sürchten euch; der Zwang den sie sich anthun, verbannt den leichten Frohsinn, den sie zeigen, wenn man sich zu ihnen herabläßt. Wie dürfen sie es wagen, in den Augen eines Menschen liebenswürdig zu scheinen, der sie kaltblütig beobachtet? der sich nicht hingiebt? der nichts zu ihrem Vergnügen beynimmt? Die liebe Vernunft macht den nemlichen Eindruck auf sie, den ein kalter Wind auf einen Menschen macht, welcher plötzlich aus einem warmen Zimmer tritt: sie zieht die Poren des Herzens zusammen, es kann sich nicht mehr ergießen. Gründliche Eigenschaften sind Goldstücke, aber im Handel und Wandel braucht man kleine Münze.

Es giebt Völker, welche statt der Metalle nur Muscheln gebrauchen. Sind jene Nationen nicht eben so reich, als wir mit allen Schätzen der neuen Welt? Metall und Muscheln erhalten ihren Werth nur durch Uebereinkunft; und was liegt daran, ob man sich des Einen oder der Andern bedient? wenn nur der Handel blüht.

blüht. So auch in der Liebe, die Weiber wollen eure kostbaren Metalle nicht, sie wollen Muscheln. Ey so gebt ihnen Muscheln!

\* \* \*

Beständigkeit! ist auch ein großes Mordwort, aber nur in dem Munde solcher Männer, die ihre eigene Mittelmäßigkeit fühlen. Es ist ihnen gelungen, eine hübsche Frau zu fesseln, sie verzweifeln daran auch einer Andern zu gefallen, und um den sauer errungenen Schatz nicht wieder zu verlieren, was thun sie? sie machen die Beständigkeit zu einer erhabenen Tugend! die Unbeständigkeit zu einem entehrenden Verbrechen! und schwärzen so lange davon, bis endlich eine falsche Schaam die Geliebte auf ewig an sie kettet. Aber liebenswürdige Menschen sind Effecten die der Gesellschaft zugehören, ihre Bestimmung ist zu circuliren, und das Glück Mehrerer zu schaffen. Der Beständige ist eben so strafwürdig als der Geizhals, der ihm oft unnütze Reichthümer im Kasten verschließt, in dessen

dessen Andern sie vortrefflich benutzen würden. Selten hört eine Leidenschaft von beyden Theilen zu gleicher Zeit auf; ist Beständigkeit dann nicht ein wahres Unglück? ist sie nicht gleich jenem Tyrannen des Alterthums, der einen lebendigen Menschen mit einer Leiche zusammenbinden, und so langsam dahin sterben ließ? — Der Liebe treu seyn, heißt für die Fortdauer seiner Freuden sorgen; der Geliebten treu seyn, heißt langsam verschmachten, und sie zwingen Tugenden zu heucheln, die sie nicht besitzt, oder ewig zu weinen, daß sie ihr nicht zu Theil wurden.

\* \* \*

Es ist mit den Krankheiten des Herzens wie mit denen des Körpers, es giebt wirkliche und eingebildete. Nicht immer fesselt Liebe an ein Weib. Gleichheit des Geschmacks und der Neigungen, die Gewohnheit sich zu sehn, das Fliehen vor sich selbst, das Bedürfniß eine Herzensangelegenheit zu spinnen, der Wunsch zu gefal-



er endlich aus Gewohnheit räuchert. So verlangen auch die Liebhaber endlich zu einem verliebten Fanatismus, und beharren um so härtnäckiger dabey, weil es ihr eigenes Geschöpf ist. Es dünkt sie schändlich zum gemeinen Menschenverstande herabzusteigen, und zu werden wie andere sündige Menschen. Welche Thorheit die Liebe mit Würde zu behandeln! ehrsamem Anstand von einem Kinde verlangen, heißt das nicht ihm alle seine Grazie rauben? — Gott sey Dank! die Zeiten der Riesenmäßigen Leidenschaften sind vorbey. Die fest gegründetesten Meynungen, die natürlichste und edelste Art zu denken, verschwinden aus der Welt wie eine Mode, so bald man sie lächerlich macht.

Der Himmel weiß durch welchen Widerspruch die Menschen einen wechselseitigen Hang beyder Geschlechter zu einander, mit Schande belegt haben. Indessen fühlte man doch, daß man die Stimme der Natur unmöglich ganz ersticken könne. Wie zog man sich aus dieser Ver-

legens

legenheit? man pflanzte eine geistige Liebe an die Stelle eines demüthigenden Bedürfnisses; man gewöhnte sich an tausend kleine nichts bedeutende Dinge, die eine erhitzte Einbildungskraft endlich für das Wesen der Liebe nahm; Dinge die nur erfunden wurden, um ihre vorgebliche Ungestattheit zu verhüllen. Immer glauben zwey Verliebte im Anfang, von den zärtlichsten Gesinnungen beseelt zu seyn. Sie erschöpfen alle Spitzsündigkeiten der Metaphysic, sie sind trunken davon. Aber bald behauptet die Natur ihre Rechte, die befriedigte Eitelkeit schweigt, das Herz redet, begehrt laut, und mit aller Verachtung der Wollust, sehen sich die guten Menschen plößlich eines Tages nach vielen Umschweifen auf dem nemlichen Punct, wo ein ehrlicher Bauer seine Liebesgeschichte anfing.

Einer entstehenden Liebe scheint Alles von Wichtigkeit. Die Hoffnung der geringsten Gunstbezeugung würde ein schweres Verbrechen seyn; nur zitternd erlaubt man sich die unschul-

D. 2

digste

digste Liebfosung. Ein Liebhaber begehrt anfangs gar nichts, oder doch nur so wenig, daß eine Frau sich in ihrem Gewissen verbunden glaubt, ihm seine edle Uneigennützigkeit recht hoch anzurechnen. Um irgend eine Kleinigkeit zu erlangen, betheuert er, nie mehr begehren zu wollen, und mitten unter diesen Betheuerungen schreitet er vorwärts, wird vertraulicher. Ein Handkuß zum Beyspiel, mein Gott, wer wird das einem Manne versagen, mit dem man täglich umgeht? aber was heute von so geringer Bedeutung schien, verbunden mit dem was man gestern bewilligte, wird endlich sehr bedeutend in Vergleichung mit dem was man den ersten Tag gewährte. Eine Frau, durch die Bescheidenheit ihres Liebhabers sicher gemacht, wird die unmerkliche Aufstufung ihrer Schwachheit nicht gewahr. Er betrug sich ja anfangs mit so vieler Schonung, er zeigte so viel Ehrfurcht, selbst dann, wenn er im Begriff stand sich zu vergessen, wie könnte sie Mißtrauen in ihn setzen? Auch war sie ja ganz Meister über sich selbst;

die

die Kleinigkeiten, die er begehrte, wurden ihr so leicht abzuschlagen, wie viel mehr wird sie bey wichtigeren Bitten sich stark zum Widerstande fühlen. Nach und nach wird sie so stolz auf ihre Tugend, daß sie sogar selbst zuweilen die Gefahr herbey lockt, um ihre Waffen zu versuchen. So steht sie endlich am Ziele, voll Erstaunen wie es möglich gewesen bis dahin zu kommen, und der Liebhaber erstaunt oft nicht weniger darüber. Ja wahrlich! oft ist nicht einmal Liebe vonnöthen, um die Tugend eines Weibes zu überlisten, Gelegenheit und Zufall überraschen nur allzuoft. Jene Tugend ist eine Täuschung der Erziehung, sie verläßt euch in der Noth, und mit dem aufrichtigsten Entschlus zu kämpfen, giebt es unselige Augenblicke, wo die Tugendhafteste oft die Schwächste ist. Das macht, die Natur wacht stets über ihren Vortheil. Das Bedürfnis zu lieben gehört zu dem Wesen eines Weibes, seine Tugend ist nur ein Schmuck.

Wir bedienen uns zweyerley Gattungen von Empfindungen, die Eine kramen wir aus, um dadurch eine hohe Idee von uns zu erwecken, die Andere behalten wir in petto. Von der Einen reden wir, und nach der Andern handeln wir. Die Intriquen der Damen, die viel von Platonismus schwätzen, endigen sich immer eben so, wie die der gewöhnlichen Weiber. Man zeige mir eine Schülerin des Plato, die vom achtzehnten bis ins dreissigste Jahr ihrem großen Lehrer treu geblieben, und ich mache mich dagegen anheischig, eine reizende Frau zwischen sechzig und achtzig aufzustellen.

Der Widerstand, welchen eine Frau leistet, ist nicht immer ein Beweis ihrer Tugend, oft mehr ein Beweis ihrer Erfahrung. Wenn wir aufrichtig seyn wollen, so müssen wir gestehen, daß wir im ersten Augenblicke immer Neigung fühlen, uns zu ergeben, und nur die Ueberlegung kommt uns zu Hülfe. Die Natur gebietet uns Liebe, die Erziehung verbietet sie,  
und

und rechnet uns den Sieg über unser Herz für Ehre an. Die Neigung zu widerstehen, ist nicht natürlich, sondern ein Werk der Kunst, diese Kunst hat ihre Regeln, aber was ist Theorie wenn man mit der Praxis unbekannt bleibt? Das Handwerk einer tugendhaften Frau gleiche allen übrigen, man vervollkommt sich darinn durch Übung, und wer die Liebe nicht kennt, wer nun zum Erstenmale mit Lebhaftigkeit angegriffen wird, — wehe der Armen! sie ist weit weniger im Stande sich zu vertheidigen, als die, welche im Kampf gegen Männer die sie nicht liebte, denen zu widerstehen lernte, die sie liebt. Sie hat nie ihre Kräfte versucht, nie ihre Schwäche gekannt, konnte ihr also auch nicht, wie jene, durch List und Verstellung zu Hülfe kommen. Das Staunen über die Neuheit ihrer Lage bey einem überraschenden Angriff, der Aufruhr ihrer Sinne, der Zaumel ihrer Einbildungskraft, selbst der Zorn; Alles das beschäftigt sie so ganz, daß sie sich noch immer über den Angriff wundert, wenn die Niederlage

bereits entschieden ist. Für solch ein Weib ist die Verführung nicht gefährlich, ein fürchtbarer, bescheidener Mann wird sie ihren Pflichten nicht untreu machen; gebt ihr Zeit zu überlegen, und Ihr findet sie unter den Waffen; aber ich stehe für nichts, wenn ein kühner, unternehmender Liebhaber ihre Sinne zu reizen weiß, wenn er glücklich genug ist, einen jener schwachen Augenblicke zu treffen, deren wir ach! so viele haben. Furchtbare Augenblicke! wenn die Männer euch zu errathen wüßten, wie wenige tugendhafte Weiber würde man zählen!

Wenn die Damen wirklich in der Liebe nur platonische Freuden suchen, wie sie so oft vorgeben; wenn sie bloß durch Geist und Herz gefallen wollten; wozu das ängstliche Bestreben, durch eine angenehme Gestalt zu fesseln? was hat der Geist mit einer schönen Haut, einem zierlichen Wuchs gemein? welche Widersprüche! wenn man sie sieht, sollte man glauben, in ihren Augen sey Schönheit das einzige Verdienst;

und

und wenn man sie hört, so thun sie als ob sie gar keinen Werth darauf setzten.

\* \* \*

Es ist eine lächerliche Ungerechtigkeit, einen Liebhaber Klagen zu hören, daß seine Gesinnungen nicht erwidert werden. Ist die Liebe nicht eine unwillkürliche Laune? wofür ist die Geliebte euch Dank schuldig? hat sie euch befohlen zu lieben? kann sie dafür daß sie euren Schwindel nicht theilt? und daß euer Stolz das übel nimmt? muß sie denn gerade in derselben Minute eine Narrin werden, in welcher ihr Narren wurdet?

Uebersieht man die Männer, so sind sie aufer sich; läßt man aber nur ein Wort zu ihrem Vortheil entschlüpfen, so kann es nicht anders seyn, man muß sie lieben; ihre Eitelkeit ergreift Alles, nährt sich von Allem, und beym Licht besehn, lieben sie wenigstens nur aus Erkenntlichkeit. Wahr ist's, die Weiber sind über die

sen Punkt um nichts besser als die Männer, und folglich ist die Galanterie ein Handel, wo Keiner im Vortheil seyn will, wo man sich gern dem Andern verschuldet glaubt, und der Stolz ist immer williger zu bezahlen als zu geben. Aber wie oft täuscht man sich! wie oft hat Der die ersten Schritte gethan, der nur aus Dankbarkeit zu handeln glaubt. Wenn zwey Liebende sich aufreichtig über das Entstehen und den Fortgang ihrer Leidenschaft erklären wollten, welche Bekenntnisse würden wir hören! Die Liebe ist gewöhnlich ein Geschöpf der Eitelkeit; wechselseitige Schmeicheleyen sind der Keim aus welchem sie hervorproßt. Man hat ihr die Thorheit zur Führerin gegeben, aber man sollte die Thorheit immerhin durch die Schmeicheley ablösen lassen. Nie öffnet sich das Herz einer Schönen, ehe du ihrer Eitelkeit nicht den gebührenden Tribut gezollt.

Oft wähnt man sich auch geliebt, weil geliebt zu werden ein Bedürfnis ist; gleich jenen  
Enthu-

Enthusiasten, die mit überspannter Einbildungskraft Alles sehen was sie sehen wollen, glaubt man bey Andern die nemlichen Gesinnungen zu finden, weil man sie zu finden wünscht. Wie wohl thäten die Weiber, wenn sie ihre Gefühle im Busen verschlossen, denn von der Gewißheit geliebt zu seyn, machen die Männer gewöhnlich einen sehr üblen Gebrauch. So bald die Geliebte die Rolle des Liebhabers übernimmt, kann sie darauf zählen vernachlässigt zu werden; der demüthige Sklave wird ein Tyrann.

Es ist ein Betrug der Eitelkeit, wenn die Männer sich um ihrer Verdienste willen geliebt glauben. Wir Weiber treten in die Welt mit dem unbestimmten Bedürfnis zu lieben. Warum wir gerade Diesen oder Jenen vorziehen? davon können wir keine Ursache angeben, und oft würden wir erröthen, wenn wir es könnten. Man setzt sich zu Tische, und hat mehr Appetit zu dieser als zu jener Schüssel, aber wer kann sagen warum? Durch die Verdienste des geliebten Gegen-

Gegenstandes wird eine Wahl beschönigt, aber nie bestimmt. Man liebt immer nur um sein selbst willen, man sucht nur sein eignes Glück. Laune, Eitelkeit, Temperament, Langeweile, das Bedürfniß einen Menschen um sich zu sehen, den unsere kleinen Vollkommenheiten entzücken; sehet da die ersten Keime unserer Liebshäften. Der Zufall bietet uns einen Gegenstand dar, wir nehmen ihn an, aber wir wählen ihn nicht. Also, meine Herren, mäßigen Sie Ihren Stolz, denn Sie sind gewöhnlich nur die Werkzeuge unserer Vergnügungen, oder die Spielwerke unserer Launen.

Was ist lächerlicher als die Art und Weise, wie die meisten Liebenden mit einander umgehen! Der geringfügigste Zufall ist von der ernsthaftesten Wichtigkeit, und die kleinste Wolke trägt Sturm in ihrem Schooße. Ist der Schönen ein Blick auf einen andern Schäfer entschlüpft, ha! welch ein Zorn entflammt die Augen des begünstigten Liebhabers! Staatsumwäl-

zun.

zungen werden nicht mit mehr Würde behandelt, als der Krieg den sich beyde erklären. Beissen, de Vorwürfe, nachlichte Komplimente, spitzige Empfindlichkeiten; man verläßt sich schmolend; sauerliche Billets fliegen hin und her, Kammermädgen unterhandeln, Freunde schlagen sich ins Mittel, es werden Bedingungen entworfen, verworfen, vermindert, vermehrt und verbessert. Man sollte glauben, es beträfe die Wohlfahrt zweyer Republiken. Ich habe auch geliebt, (denn wer hat nicht Einmal in seinem Leben diese Thorheit mit gemacht?) und wenn nun eine solche ernsthafte Zänkerey uns recht ernsthaft beschäftigte, wenn Jeder von uns seine Rechte und Gründe, mit demjenigen feyerlichen Anstand vortrug, der sich bey so wichtigen Dingen geziemt; so wiederfuhr es mir zuweilen, daß ich genau Achtung gab, auf das was wir sagten, und auf den Ton wie wir es sagten; plötzlich ergriff mich dann eine unwiederstehliche Lust zu lachen, ich war nicht mehr Herr über mich, ich plagte aus — welche Unschicklichkeit! man denke,

denke, wie die Amtsmine meines Liebhabers sich noch mehr in Falten legte! aber ich konnte mich nicht helfen, je feyerlicher er wurde, je unmäßiger mußte ich lachen, und es blieb ihm am Ende nichts Anders übrig, als mit zu lachen. — War das nicht das vernünftigste? wenn man doch Einmal eine Thorheit begehen muß, so sey sie wenigstens nicht von schwarzer Farbe, sonst macht man nur sich und Andern Langeweile.

Man klagt über die Verstellungskünste der Weiber. Mein Gott! Alle würden aufrichtig seyn, wenn das das Mittel wäre den Männern zu gefallen. Aber nichts weniger! nur Schwürigkeiten entflammen; man ist gewahr worden, daß, um der Liebe einen größeren Reiz zu geben, Ein Theil versagen müsse, was beyde Theile gleich heftig wünschen. Aber die Männer haben sich die leichteste Rolle ausgesucht; wir armen Geschöpfe hingegen müssen unsere ganze Ehre dazwischen setzen, unsere Gestimmungen so fein als möglich zu verbergen; und ertappen wir uns

etwa

etwa gar auf einem nicht ganz geistigen Gefühl, so müssen wir uns schämen, und mit der größten Anstrengung dergleichen contrebände Empfindungen unterdrücken. Wir thun das auch oft mit kindischer Aufrichtigkeit, so wie ein hübsches Mädchen häßliche Zähne zu verbergen sucht; es wird den Mund nicht gern aufthun, wenn es auch ganz allein ist, und durch die lange Übung vor sich und vor Andern einen Fehler zu verdecken, vergift man ihn endlich in der That.

Es wäre nicht einmal gut, wenn beyde Geschlechter sich immer zeigten wie sie wirklich sind. Man ist überein gekommen, Komödie zu spielen, würde man nun seine wahren Gestimmungen zeigen, so würde man aufhören Schauspieler zu seyn. Die nackte Natur ist nicht immer schön. Genießet den Zauber, ohne zu forschen, wie und warum er wirkt. Wer die Liebe zergliedert will geheilt seyn. Psyche verlor ihren Amor weil sie ihn kennen wollte.

Wenn eine Frau die Gelegenheit zu Erklärungen vermeidet, wenn sie Alles was der Liebhaber

haber

Haber thut, um ihr zu gefallen, kaum zu bemerken scheint, wenn sie die faden Schmeicheleyen eines Dritten mit Freundlichkeit beantwortet, so bald sie hingegen mit ihm spricht, ernsthaft und zerstreut ist; wenn sie die Aeußerungen seiner Zärtlichkeit in Scherz verdreht, oder dem Gespräche eine andere Wendung giebt; so beweist Alles das weiter nichts, als daß sie — verliebt ist. Wozu eine umständliche Erklärung? Geliebt zu seyn, davon überredet sich eine Frau weit leichter durch das was sie erräth, als durch das was man ihr sagt. Man will nichts hören, weil man schon vorher weiß, was man hören wird. Wolte man die Männer reden lassen, so würde man gezwungen seyn böse zu werden, und das will man vermeiden. Ein wenig mehr Dreistigkeit von Seiten des Liebhabers, würde beyden viel Zwang ersparen. Herr \* \* pflegte zu sagen: „ein ehrlicher Mann „darf wohl wie ein Unsinniger verliebt seyn, „aber nie wie ein Narr.“ Das heißt aber nicht, man müsse die Kühnheit zu weit treiben.

Um

Um mit Erfolg kühn zu seyn, muß man vorher das Recht dazu erlangt haben, und den Augenblick gut zu wählen wissen. Das ist nicht leicht, ich verstehe es. Uebereilung und Saumseltigkeit sind gleich gefährlich. Es giebt keine absolute Verwegenheit, sondern sie ist immer relativ nach dem Grad der Tugend, den eine Frau zu besitzen glaubt. Montaigne hat ganz Recht zu sagen: „Die giebt oft mehr die weniger zu geben „scheint, weil das Wenige ihr mehr kostet, als „der Nachbarin ihr Alles.“

Man hüte sich, eine Frau anzugreifen, von welcher geliebt zu seyn man nicht gewiß ist. Nichts schmeichelt unserer Eitelkeit mehr, als die Gelegenheit unsere Tugend glänzen zu lassen im Kampfe mit einem Manne den wir nicht lieben. Wehe dem Verwegenen! den wir zum Opfer erkiesen unsern guten Ruf zu befestigen. Welches Vergnügen einm schimmernden Sieg davon zu tragen, der unserm Herzen nichts kostet.

3. Bd.

N

Hin

Hingegen giebt es eine gewisse Schüchternheit des Liebhabers, die selten ihren Zweck verfehlt. Wenn aus jedem seiner glühenden Blicke die Leidenschaft spricht, und er doch dabey sich alle Mühe zu geben scheint, sie zu verbergen; so ist dieses Paaren von Liebe und Ehrfurcht doppelt schmeichelhaft für die Geliebte, denn das Eine ist ein Opfer ihren Reizen gebracht, und das Andere ein Tribut ihrem Stolze bezahlt. Manche, die am zartesten empfinden, gewähren lieber dem, der nichts zu fordern wagte; es macht ihnen Vergnügen ihm Zutrauen einzulassen; mißbraucht er es in der Folge, so fühlen sie sich weniger beleidigt, denn seine Kühnheit ist ihr eigenes Werk. — Die Weiber wollen, man soll sie unüberwindlich glauben, aber doch nie so handeln, als ob man es glaubte. Sie wollen weder durch den übel aewählten Zeitpunkt einer Verwegenheit, zum Zorn, noch durch eine übertriebene Furchtsamkeit zur Unaeduld gereizt werden. Es giebt keine, die sich nicht Schwachheiten erlaubte, aber das Meisterstück der Kunst ist,

ist, tausend feine Entschuldigungen dafür zu finden, um sich Vorwürfe zu ersparen. Sie verlangen eine gefällig schonende, aber keine alberne unthätige Ehrfurcht. Die von der erstern Gattung ist für uns das, was die holde weibliche Schaamhaftigkeit für die Männer ist: ein Reiz mehr, ein liebliches Hinderniß unserer Freuden, der Sieg erhält dadurch einen neuen Werth. Begehre nichts, zeige das brennendste Verlangen zu erhalten, und die schächternste Blödigkeit dieß Verlangen laut werden zu lassen, so gewinnst du Alles.

Indessen lassen sich in der Liebe durchaus keine Regeln festsetzen. Es giebt wieder Augenblicke, wo man dadurch nichts gewinnen würde, und wo die Weiber lieber kühn und rasch überrumpelt seyn wollen. Glücklicherweise verstehen die Männer selten solche Augenblicke zu nutzen, und ihre Ungeschicklichkeit rettet mehr Herzen, als die weibliche Tugend. Je mehr Schüchternheit man in solchen Fällen uns zeigt,

Je mehr begehrt unser Stolz; je mehr Achtung man für unsern Wiederstand hat, je mehr sondern wir. Gern würden wir euch zurufen: „Uns Himmelswillen! glaubt uns doch nicht, so schrecklich tugendhaft! ihr werdet es endlich dahin bringen, daß wir es wirklich seyn müssen.“

Wenn man hingegen uns Stufenweise an den Gedanken gewöhnt, daß man uns nicht mehr gleichgültig glaubt, wenn man von unserer Gegenliebe überzeugt scheint, so erlangt man sie wirklich nicht selten dadurch. Aber wenn die furchtsame Bescheidenheit uns ewig zuruft auf unserer Huth zu seyn, so ist es am Ende nicht mehr unser Herz, nicht mehr unsere Tugend die wir vertheidigen, sondern der Stolz allein kämpft mit Waffen, die ihr selbst ihm in die Hande gebt, und der weibliche Stolz ist euer gefährlichster Feind. Man überrede uns nur, daß man nach dem Siege uns nicht weniger hochachten werde, so ergeben wir uns ohne Murren.

Die Weiber halten sich nicht bey Definitionen und gründlichen Untersuchungen auf, aber sie fühlen, und ihr Gefühl ist richtig, es dient ihnen statt aller tiefstänigen Beobachtungen, es ist eine Art von Instinct, der sie von der Gefahr benachrichtigt, und sie eben so sicher leitet, als die aufgeklärteste Vernunft.

Wenn eine Frau vor dem Nahmen Liebhabe erschrickt; wenn sie ihn versichert, sie werde ihn recht sehr hoch schätzen, im Fall er vernünftig seyn, und sich mit ihrer Freundschaft begnügen wolle; so muß er darüber nicht mit ihr streiten, denn der Nahme thut nichts zur Sache, und die Liebe ist in solchen Fällen bereits vorhanden. Wenn sie an seiner Aufrichtigkeit zweifelt, seinen Unbestand fürchtet, alle Männer falsch und treulos schilt, und deshalb nie lieben will; so ist die Liebe auch nicht weit mehr. Ueberhaupt ist der Vorwurf der Falschheit, welchen man den Männern so oft macht, höchst ungerrecht, denn ich bin fest überzeugt, daß in dem

Augenblicke, wo sie Liebe schwören, sie es immer aufrichtig meinen. Sie verlieben sich in ein Weib, das heißt, sie fühlen das Verlangen es zu besitzen, ihre glühende Einbildungskraft leyht diesem Besitz einen zauberischen Reiz und eine ewige Dauer. Daß diese Blut einst verlöschen könne, scheint ihnen unmöglich; sie schwören, daß sie nie aufhören werden uns zu lieben, sie schwören es mit dem redlichsten Herzen; daran zweifeln, hieße sie tödlich beleidigen; indessen versprechen sie doch mehr als sie halten können, und erschrecken selbst nicht wenig, wenn sie merken daß sie kälter werden, und sind gutberzig genug sich Vorwürfe darüber zu machen. Noch eine Zeitlang halten sie aus, zwingen sich wie vormals von einer Liebe zu sprechen, die sie nicht mehr fühlen, und wenn sie sich lange genug gemarkert haben, so entschlüpfen sie, werden unbekändig, und meinen es doch eben so ehrlich, als damals da sie schwuren ewig zu lieben.

Nie behandelt eine Frau ihren Liebhaber nachlässiger, als wenn sie ihn allzuverliebt glaubt,  
um

um ihr entschlüpfen zu können. So steigert der Krämer seine Waaren, wenn er merkt, daß man große Lust hat sie zu kaufen. Mäßigt daher eure Leidenschaft, zeigt deren weniger um desto mehr zu erwecken. Wir fühlen den Werth eines Gutes nur in dem Augenblicke, der uns mit dessen Verlust bedroht. Kleine Verstellungskünste sind nothwendig zum Glück zweyer Liebenden, ja zuweilen ist es sogar nicht übel, ein wenig Bösewicht zu seyn; und wenn es gleich in allen andern Fällen besser seyn mag, die Rolle des Betrogenen, als die des Betrügers zu spielen, so werden doch in der Liebe nur die Dummköpfe betrogen, und die Betrüger haben immer die Lacher auf ihrer Seite.

Was ich oben gesagt gilt aber nur bey einer Frau von Welt; bey der Novize ohne Erfahrung hingegen, waagt man nichts, die ganze Stärke seiner Leidenschaft zu zeigen. Sie wird ihre Dankbarkeit nach der Größe des Eindrucks abmessen, den ihre Reize machten, eure Liebe wird der Thermometer der ihrigen seyn.

\* \* \*

Soll ich die Eifersucht definiren? sie ist nichts anders als der Schmerz, sehen zu müssen, wie die Verdienste eines Andern auf ein Herz Eindruck machen, welches zu besitzen wir uns allein würdig glauben. Also Eitelkeit! Gern würde man als ersten Beweis der Liebe, eine gänzliche Entfernung, eine auffallende Gleichgültigkeit gegen alle andere fordern; nur für den Geliebten sollen wir Augen haben, nichts auf der Welt werth finden, mit ihm verglichen zu werden. Aufhören geliebt zu seyn, ist ein Unglück, das oft nur aus einer blossen Laune entspringt; aber durch einen Andern verdrungen werden, welche Demüthigung! Man tröstet sich allenfalls über das Eine, das Andere verzeiht man nie. Das macht, Jenes verwundet nur die Liebe, und dieses die Eitelkeit.

Es ist sehr unbesonnen, eine solche Furcht sich auch nur merken zu lassen, denn man gewöhnt dadurch die Geliebte an den Gedanken,  
 daß

daß es möglich sey untreu zu werden, und wenigstens wird sie von dem Augenblicke an sich ein Verdienst aus ihrer Treue machen. Zeigt man hingegen eine vollkommene Sicherheit, so wird der Gedanke, einen Andern lieben zu können, im Keim erstickt. „Wer seiner Sache so gewiß ist, der muß das wohl verdienen allen Andern vorgezogen zu werden.“ Das ist die Logik der Weiber. Ein Herz das man nur durch Zwang und Vorwürfe an sich fesselt, kann es einen feinfühlenden Mann beglücken? ich irre mich: kann man auf diese Art ein Herz fesseln?

\* \* \*

Es ist drollig, daß die Männer oft so hartnäckig darauf bestehen, das wereliche Bekenntniß: ich liebe Sie von unsern Lippen zu hören. Wozu das? man muß gerade umgekehrt einer Frau die Fortschritte ihrer Neigung verhehlen; sie muß lieben, ehe sie noch es sich selbst gesteht. Wir wollen durchaus nicht sagen: ich

liebe Sie, eben weil wir fühlen daß wir lieben. Wir thun übrigens alles mögliche, um es euch merken zu lassen, und wie Manche gewährt bedeutende Gunstbezeugungen, ehe sie dieses fürchterliche Wort ausspricht. Das ich liebe Sie ist freylich an sich selbst kein Verbrechen, aber wir erschrecken vor den Folgen, wir fühlen recht gut, wozu es uns verbindet. Die Hartnäckigkeit der Männer, dieß Geständniß zu erpressen, ist übrigens abermals Eitelkeit; auch das fühlen wir, und es empört uns; denn so nachsichtsvoll wir gegen jede Thorheit sind, die aus Leidenschaft entspringt, so unerbittlich sind wir, wenn unsere Eigenliebe mit der männlichen zusammen trifft. Mit einem Worte: nicht die Geständnisse sind wirklich schmeichelhaft, welche wir machen, sondern nur die welche uns entwischen.

\* \* \*

Wenn eine Frau, ihrem Liebhaber zu gefallen, einen Nebenbuhler aufopfert, so ist der  
Sie,

Sieger im Zaumel des Entzückens, er hält es für einen entscheidenden Beweis seiner Vorzüge; und was hat denn die Frau eigentlich gethan? Liebt sie diesen Nebenbuhler, und konnte ihn dennoch aufopfern, so hat sie aufgehört ihn zu lieben; wo ist dann der schmeichelhafte Vorzug? Liebt sie ihn aber nicht, so hat es ihr ja noch weniger gekostet, und in beyden Fällen hat also der begünstigte Liebhaber den Sieg über einen Menschen davon getragen, der ihr gleichgültig war, den sie vielleicht gar haßte.

\* \* \*

Immer wird eine Frau von zwey unvereinbaren Leidenschaften hin und her geworfen, nemlich von der Begierde zu gefallen, und der Furcht ihren guten Ruf zu verlieren. Daher freuen wir uns, wenn wir eine Gelegenheit finden, andere Weiber zu demüthigen, sie die Macht unserer Reize sehen zu lassen; daher lieben wir die Unbesonnenheiten, welche unsern Liebhabern in  
großen

großen Gesellschaften entschlipfen: er war nicht Herr über sich, unsere Schönheit machte ihn alle Convenienzen vergessen, wir führten zum Schein darüber, aber im Grunde überzeugt uns das inniger von seiner Liebe, als die Ehrfurchtsvolle Bescheidenheit, wodurch unsere Reize in den Augen der Welt nichts gewonnen hätten. Aber freylich wird diese Freude durch manche Bitterkeit vergiftet, denn die Welt macht keinen Unterschied zwischen einer Frau, die da erlaubt, daß man sie liebe, und einer solchen die den Liebhaber belohnt. Indessen wird zwar allein und bey kaltem Blute eine vernünftige Frau immer ihren guten Ruf dem Ruhm ihrer Reize vorziehen; aber Nebenbuhlerinnen gegenüber, die ihr den Preis der Schönheit streitig machen, opfert sie lieber den Erstern zu Gunsten des letztern auf. Sollte der stürmische Liebhaber sie auch tausendmal compromittiren, das Verantworgen sich vorgezogen zu sehen, überwiegt Alles. Nach und nach wird sie seine Anhänglichkeit belohnen, sie wird glauben aus Erkenntlichkeit zu

han-

handeln, sie will nicht undankbar scheinen, und siehe da sie liebt.

Indessen sollten die Männer klüger seyn als wir, sie sollten bedenken, wie sehr sie uns durch ihre Unbesonnenheiten Preis geben. Und wir, wir sollten bedenken, daß nicht eigentlich der Augenblick, in welchem wir uns ohne Rückhalt unserer Bärtlichkeit überlassen, unserm Rufe schadet; sondern daß wir ihn vielmehr im Kleinen verschwenden, durch alle die Unvorsichtigkeiten welche wir uns erlauben, so lange wir noch an der Aufrichtigkeit der Gesinnungen unsers Liebhabers zweifeln. Alle Welt sieht und hört das. Sobald aber zwey Liebende einig sind, so bald verbergen sie ihre gegenseitige Neigung geschickt genug. Nur Schade daß dann die Welt nicht vergessen will, was sie vormals sah und hörte, und so — man bewundere doch das Launenhafte in allen diesem — so leidet der Ruf gerade nur durch das, was man vormals that ihn zu erhalten; gerade in der Zeit gieng er

vera

verlohren, wo die unbeflegte Tugend noch wacker kämpfte. Wäre es darum nicht besser sich gleich zu ergeben? wäre es dann nicht weit leichter die böse Welt zu täuschen?

An die sogenannte Tugend einer Frau glaube ich nur dann, wenn sie nie, oder doch nur ungeschickt angegriffen wurde, wenn sie kein Temperament hat, keine heftige Leidenschaft kennt, keine Freyheit genießt, und einen liebenswürdigen Ehemann besitzt. Weit entfernt, stolz auf diese Tugend seyn zu können, weiß man ja nicht einmal, ob man sie auch wirklich hat? Kann man einen Menschen tapfer nennen, der sich nie herumschlug? Nur die Versuchung giebt unserer Tugend das Daseyn, wie die Gefahr dem Muth. So lange man den Feind nicht kennt, ist er nicht fürchterlich, wer kann errathen, wie stark der Widerstand seyn muß? Wenn also eine Frau sich mit ihrer Tugend schmeicheln will, so muß weder die günstigste Gelegenheit, noch die zärtlichste Liebe, noch die

Gewiß-

Gewißheit des Geheimnisses, noch die unbegrenzteste Achtung, das vollkommenste Vertrauen zu ihrem Liebhaber, Alles das muß nicht im Stande seyn sie zu erschüttern. Sie hat noch nichts gethan, wenn sie der Liebe widerstand ohne Temperament, oder der Gelegenheit ohne Liebe, oder dem Temperament ohne Gelegenheit.

Steht es in unserer Macht uns den oder jenen Körperbau zu geben? steht es in unserer Macht eine heftige Leidenschaft zu verhüten, oder alle Begegnisse unsers Lebens so einzurichten, daß wir uns nie mit einem Liebhaber allein finden, den wir anbeten, der seine Vortheile kennt und zu benutzen weiß? Können wir dafür stehen, daß seine vielleicht unschuldigen Liebsungen unsere Sinne nicht in Aufrehr bringen? Vermag das Eisen dem Magnet zu widerstehen? Dankt dem Himmel daß er euch nie in solche verführerische Lagen setze, aus welchen ihr euch nicht besser gewickelt haben würdet als Andere

dere

dere eures Gleichen. Dankt dem Himmel, aber werdet nicht übermüthig.

Der größte Beweis, wie wenig Selbstständigkeit die weibliche Tugend hat, ist die Vorsicht welche eine tugendhafte Frau anwendet, um die Gefahr zu vermeiden. Sie hütet sich vor der geringsten Kleinigkeit, weil sie weiß wie weit Kleinigkeiten oft führen, und weil es leichter ist, durch äussere Strenge den Männern die Lust zum Angriff zu benehmen, als ihren Angriffen zu widerstehen. Warum verläßt sich denn eine sorgsame Mutter nicht auf die fromme Erziehung, welche sie ihrer Tochter gab? nicht auf die Grundsätze welche sie ihr einflößte? nicht auf die Furcht vor der Schande? sie weiß recht gut, daß Alles das nicht hinlänglich ist, darum bewacht sie sie sorgfältig, und läßt sie nicht aus den Augen; sie raubt ihr die Möglichkeit der Versuchung zu unterliegen. Aber hat denn ein gefesselter Sklave Dank verdient, wenn er nicht davon läuft?

In welcher Klasse findest du die Freudenmädgen? in der, die nicht reich und nicht glücklich

lich genug war, um die Tugend unaufhörlich hinter Bollwerken zu verschanzen; die den kühnen Anariffen der Männer leichter und öfter ausgesetzt blieb; die weder durch Erziehung noch Deyspiel, weder durch Stolz noch das Verlangen sich in der Welt zu etabliren, geschützt wurde. Ein paar Stufen niedriger, so wärest du dieses Mädgen geböhren, auf welches du jetzt mit Verachtung herabblickst; und vielleicht wird alle erborgte Hülfe in wenig Tagen auch deine Tugend nicht mehr schützen, du wirst verächtlicher werden als Jene, weil du mehr Mittel hattest, deinen Fall zu verhüten.

So wahr auch dieß Alles seyn mag, so ist es doch immer besser, daß die Weiber fortfahren sich zu überreden, ihre Tugend sey ihr eigenes Werk, denn mit diesem süßen Wahn, würde man ihnen das Interesse rauben, welches man immer für Geschöpfe seiner Einbildungskraft hegt. Wer wird überhaupt einen Soldaten zur Schlacht anfeuern, durch die Versicherung, daß er geschlagen werden wird?

Was die Weiber ohne Temperament betrifft, so hat man ihnen freylich nichts vorzuwerfen; man kann sie aber auch unmöglich loben, man muß sich damit begnügen ihnen Glück zu wünschen.

Wem diese Sätze missfallen; wer da glauben könnte, meine Kezereyen wären gefährlich; der erinnere sich jenes berühmten Gesezgebers, welcher kein anderes Mittel wußte, um die Wirkung der weiblichen Reize auf seine Mitbürger zu schwächen, als sie nackt darzustellen. Freylich habe ich den Götzen zerbrochen, dem die Weiber huldierten; ich kann es nicht leiden, daß sie Gott und das Schicksal anklagen, daß sie von einem unbezwinglichen Hang des Herzens reden, von einer Sympathie, über welche man nicht Meister sey, u s w Aber was that ihnen auch die arme Menschheit? warum aehen sie so geflüstertlich an ihr vorbeey, und schweben hinauf bis in den dritten Himmel, um dort das Driebrad ihrer Schwachheiten zu suchen? Laßt uns

uns sein demüthig auf der Erde bleiben, da finden wir es, und da ist es auch an seiner rechten Stelle.

Man sollte, die Liebe betreffend, der weiblichen Erziehung durchaus eine andere Richtung geben. Was nußt es daß man die Mädchen betrügt? daß man ihnen die nemliche Furcht vor der Liebe einzusößen sucht, wie vor Gespenstern? nur so lange man klein ist glaubt man an Gespenster. Man schildert ihnen die Männer als Ungeheuer von Falschheit und Treulosigkeit; nähert sich nun ein Jüngling mit Bescheidenheit, Ehrfurcht und Zärtlichkeit, so gleichen die Empfindungen, welche dieses Ungeheuer erweckt, keinesweges dem empfohlenen Abscheu; das Mädchen merkt daß sie betrogen worden, daß man die Sache übertrieben, und von dem Augenblicke an verliert sie alles Zutrauen zu ihrer Mutter, Gouvernante, oder wer ihr sonst das alberne Zeug in den Kopf gesetzt hat.

Man hintergeht die armen Mädchen noch auf eine andere Art, und unglücklicherweise ist

man beynahe dazu gezwungen: man vermeidet nemlich mit der gewissenhaftesten Sorgfalt, sie auch nur von ferne errathen zu lassen, daß man sie von Seiten ihrer Sinnlichkeit angreifen wird, und daß diese Angriffe die gefährlichsten für sie sind. Man redet immer mit ihnen als ob sie entkörperete Wesen wären. Was entsteht daraus? da sie die Art des Angriffs nicht voraussehen konnten, so sind sie im Augenblick der Gefahr waffenlos. Wie konnten sie vermuthen, daß ihr fürchtbarster Feind gerade derjenige sey, von dem man ihnen nicht ein Wort gesagt hat? — Nicht vor den Männern sollte man ihnen bange machen, sondern vor sich selbst.

Habe ich denn also Unrecht, den Weibern zu predigen, daß die Liebe nur ein physisches Bedürfnis sey? stüzte ich nicht vielmehr offenbar Gutes dadurch? denn ich benachrichtigte den Kommandanten einer Festung, daß der Feind nicht da Sturm laufen wird, wo er seine stärksten Werke angelegt hat; daß er überhaupt die

Belä-

Belagerer wenig fürchten darf, daß aber seine eigenen Leute ihn verrathen werden.

Ich selbst zähle eine Menge Liebhaber, sie haben mich nie getäuscht; ich wußte sehr gut, daß wenn mein bisgen Geist und Herz auch wirklich dazu beygetragen hatten, sie zu fesseln, diese Eigenschaften doch nur ihrer Eitelkeit schmeichelten. Im Grunde waren sie verliebt in mich, weil ich hübsch bin, und sie Begierden hatten. Auch räumte ich ihnen nie mehr als den zweyten Platz in meinem Herzen ein, der Erste war immer für meine Freunde. Die Liebe würdigte die Männer in meinen Augen herab, und nie konnte ich mich überreden, daß ein Liebhaber wahre Achtung für eine Frau empfinden könne, die seine Sinnlichkeit gereizt hatte.

Ich unterbreche hier diese oft wahren, oft täuschenden, immer feinen Bemerkungen, um den Kindern meiner Laune nicht den Vorzug der Abwechslung zu rauben, vielleicht den Einzigen

den sie besitzen. Den Beschluß liefere ich im vierten Bande.

### Das Wasserbecken und die Quelle.

Ein reicher Mann ließ ein Wasserbecken in Marmor hauen. Nicht weit davon schlängelte sich eine kleine Quelle durch die Wiese. „Du „armes Ding!“ sagte das Wasserbecken: „schämst du dich nicht vor deinem mächtigen „Nachbar? Sieh, welch' eine weite Fläche mein „Gewässer einnimmt, indessen du schmal und „krumm dahin schleichst. Sieh, wie Marmor- „büsten meinen Rand zieren, indessen kaum ein „paar elende Wiesenblumen dein Ufer schmü- „cken.“

„Du hast Recht, versetzte die Quelle: „aber mein Wasser fließt immer hell und klar, „indessen das Deinige steht und fault. Meine „Wiesenblumen habe ich selbst erzogen, die Mar- „morbüsten hat man dir hingestellt.“

So höhnt der pedantische Vielwiffer den bescheidenen Dichter. Jener trug aus hundert Foliobänden seine Gelehrsamkeit zusammen; dieser erzog vielleicht nur ein Wiesenblümen. Jener ist das Wasserbecken, aber das Genie ist die Quelle.

### Der schöne Minnesinger.

Eine wahre Geschichte.

Ihr guten alten Rittergüter! du schöne romantische Vorwelt! wo die Liebe jeden Jüngling zum Dichter erwärmte; wo die Liebe in der Provence ihren eigenen Gerichtshof hatte, der mit Geheimnißvollen Ceremonien jedes süße Wort, jede kleine Gunstbezeugung abwog; goldene Zeit, wo man die Geliebte um eines sauren Gesichts willen vor einem Parlament verklagen konnte, das, weil auch Frauenzimmer Sitz und Stimme hatten, trotz der Schönheit

der Beklagten, unbestechbar blieb. Immer und überall ist das Wesen der Liebe sich gleich, nur das die Jahrhunderte, ein Jedes nach seiner Art, an der Form künsteln. Wer eine Reihe von Jahrhunderten in Rücksicht der Liebe und Sitten überschaut, dem gewährt sie den nemlichen Anblick, welchen eine Reihe von Menschen ihm darbietet, deren Jeder sich nach seiner Phantasie gekleidet hat. Hier steht ein altes Müttergen in hohe Kragen vermunnt, und dort eine junge Diene mit ganz entblöhtem Busen; hier ein geschraubter Herr mit einer Allongeperücke, und dort ein Philantropist mit rund geschnittenem Haar.

Wer kennt nicht die Troubadours, jene Dichter der Liebe, einst eine Zierde jedes Hofes, und willkommen in jeder Stadt. Viele große Herren wurden Troubadours, und selbst Könige dichteten Lieder, die man vermuthlich immer sehr schön fand. Die Gabe zu lügen galt, und gilt immer noch, für eine große Empfehlung

bey

bey Hofe, doch damals mußte man in Versen lügen können; und auch das war noch nicht genug, denn um auf den Mahmen eines braven Troubadours Anspruch zu machen, mußte man die gereimten Lügen mit Anstand und einer angenehmen Stimme abzusingen verstehen. Gleich dem Homer giengen sie, die Leyer in der Hand, von Ort zu Ort, und sangen ihre Lieder; aber der alte blinde Homer gewann bey seinen göttlichen Gefängen kaum einen Dissen Brod, da hingegen die Troubadours oft ein glänzendes Glück durch Gedichte machten, deren ganzer Vorzug Natur und Anmuth war, zuweilen durch ein wenig Spott gewürzt.

Savary de Mauléon, ein Jüngling von hohem Stande aus Poitou gebürtig, und ein ausgezeichneterer Troubadour, erschien im Gefolge des Grafen von Provence, dessen Hof die Wiege jener Gattung von Dichtkunst war, und wo alle diejenigen eine gaßfreye Aufnahme fanden, welche sich darinn hervorthaten.

S 5

durch

durch Wiß und Galanterie wollte Savary glänzen, denn verbarq er seinen Namen, und nannte sich *Frin gaire*, ein Wort, welches in der Sprache der Provensalen einen Liebhaber bedeutet. Man setzte bald das Beywort schön hinzu, und er hieß überall der schöne *Frin gaire*.

Der Graf von Provence liebte ihn; es war keine Dame am Hofe, die nicht von ihm besungen zu werden wünschte. Mit einer reizenden Stimme verband er eine angenehme Gestalt, sein Gesicht war rund und braun, sein Haar schwarz, seine Schultern breit, und sein Anstand männlich. Keine Schöne fand diese Nebenbinae überflüssig, und wenn man ihn sah, vergaß man oft den Wunsch ihn zu hören.

Er besang die Gräfin von Provence. Er rebete mehr als Einmal öffentlich im Gerichtshof der Liebe, und erndtete allgemeine Bewunderung. Man bot ihm die ersten Stellen unter den Gliedern jenes Gerichtshofes an, die eben

eben so einträglich als Ehrenvoll waren. Er schlug Alles aus, trostete auf seine Freyheit, und wollte nie andere Fesseln tragen, als die seiner Dame. Ein solches uneigennütziges Verfahren ließ seine hohe Geburt vermuthen, man zischete sich ins Ohr, er sey ein Königs oder Fürstensohn, der nur sich selbst und den Damen zu gefallen Troubadour geworden, und der sich zu erkennen geben werde, so bald er die Geliebte seines Herzens gefunden. Dieses Gerücht vermehrte seinen Ruh, seine Lieder schienen noch besser als vorher; alle Minnesinger wurden seine Nebenbuhler, und alle Damen liebäugelten mit ihm; jene suchten ihn zu verschreyen, und diese zu fesseln. Die Schönen, welche er besang, haßten sich von ganzem Herzen unter einander. Es entstanden Spaltungen im Gerichtshof der Liebe, und Factionen im Parlament. Die Urtheile wurden nicht mehr einstimmig gesprochen, denn die Weiber waren immer auf seiner Seite, und die Männer immer gegen ihn. Man will sogar behaupten, er habe seinen Cre-

die mißbraucht, und zuweilen Entscheidungen bedürft, über die er nachher selbst lachte.

Aber auch seine Stunde war gekommen. Er sah Marien von Sicilien, eine Tochter Roberts mit dem Zunamen der Gute und Weise, der damals Graf von Provence war; er sah und liebte sie. Gern hätte er es ihr gesagt, aber Esclarmonde de Foix, die Taute der Prinzessin, welche den schönen Fringaire mit ihrer besondern Zuneigung beehrte, wußte eine nähere Erklärung immer zu verhindern, und brachte durch ihre aufgedrängene Gesellschaft den guten Minnefänger nicht selten zur Verzweiflung.

Mariens Frühling hatte kaum begonnen. Ein schlankes Mädchen, mit großen blauen Augen, einer Rosenknospe statt des Mundes, und Perlen statt der Zähne. Sie wußte, daß ihr Aschfarbines Haar lang und schön war, daher ließ sie es gern in wallenden Locken um ihre Schultern flattern, eine Mode die alle Damen am Hofe, mit langen und kurzen, schlichten und  
kran

kräusen Haaren ihr bald nachmachten. Die Schönheit ihres Geistes glich den Reizen ihres Körpers. Marie erhielt Oiß und Stimme im Gerichtshof der Liebe, und Niemand wußte besser als sie zu rechter Zeit Beyfall zu lächeln, wenn etwas schön und fein Gedachtes gesagt wurde.

Ihr Liebhaber verttheidigte, um ihr zu gefallen, vor dieser ehrwürdigen Versammlung manchen auffallenden Satz; er bewies zum Beyspiel, daß ein kleiner Fuß — (Marie hatte den niedlichsten Fuß in der ganzen Provence) der anziehendste Reiz eines Mädgens sey; daß man die Blondinen den Brunetten vorziehen müsse, weil ein schwarzes Auge immer Härte und Unbestand verrathe; daß fliegendes Haar schöner schmücke, als Diamanten und Perlen, u. s. w. Er wußte seine Behauptungen immer auf scheinbare Gründe zu stützen, und mit Wis und Laune zu verzieren; jedoch Anwendungen zu machen erlaubten sich höchstens seine Blicke, und  
feine

seine Blicke wurden verstanden. Schade daß wir den größten Theil dieser seltenen Abhandlungen eingeblüht haben! begeistert durch Liebe, und angefeuert durch den Wunsch zu gefallen, was mußte er nicht leisten! — O ja, er leistete so viel, daß Graf Robert und Esclarmonde darob in Wuth geriethen. Der Eine wollte ihn von seinem Hofe verbannen, und die Andere verlangte gar, man solle ihn ins Gefängniß werfen. Es fehlte wenig, so hätte man ihn einem andern Gericht übergeben als dem Gerichtshof der Liebe.

Was war dabey zu thun? Savary sann auf Mittel Esclarmonden zu besänftigen. Der Vorzug, welchen er den blauen Augen gab, hatte sie nicht beleidigen können, denn ihre Augen waren von gar keiner Farbe, und es mußte ihm leicht werden, sie zu überreden, daß sie blau wären. Glücklicherweise hatte sie auch einen kleinen Fuß. Freylich hatte dieser Fuß eigentlich eine runde Gestalt, und war eben so

dick

dick als lang, aber wie leicht konnte nicht ihre Eitelkeit Savarys Lob auf sich ziehen. Er versuchte es, dieser Eitelkeit die gewünschte Nichtigkeit zu geben, und es gelang ihm.

Esclarmonde war entzückt den schönen Fringaire zu ihren Küssen zu sehen, sie wollte die Macht ihrer Reize durch Geschenke verstärken, und ließ einen kostbaren goldenen Becher bringen, in welchen der Künstler die Liebe Tritons und Aurorens gegraben hatte. Aber ach! gerade in dem kritischen Augenblicke, als sie ihm diesen Becher überreichte, trat ihre Nichte herein; die Tante entfärbte sich, ihre Hand bebte, der Becher entglitt ihr, und fiel zu Boden. Marie und Savary bückten sich zu gleicher Zeit ihn aufzuheben, und bey dieser Belegenheit berührte Mariens Hand die des unglücklichen Liebhabers. Ob es mit Vorsatz geschehen, wage ich nicht zu entscheiden. Der Nebel des grauen Alterthums ruht auf dieser Begebenheit, und wer könnte die Wahrheit bestimmen, wenn es auch gestern Abend gesche-

hen

hen wäre. Mit mehrerer Gewisheit hat die Geschichte uns den Umstand aufbewahrt, daß der Troubadour, mehr verliebt als klug, im Saumel des Entzückens aus dem Saale stürzte, und auf der Stelle ein Gedicht fertig machte, in welchem er die Frage aufwarf: welcher von dreym Liebhabern der Beglückteste sey? Der einen ghnstigen Blick von seiner Schönen erhalten? oder dem sie die Hand gedrückt? oder dessen Fuß sie berührt? Das waren die Gegenstände, auf welche unsere guten Vorfahren ihre Metaphysik einschränkten. Die letzte Frage bezog sich auf einen seligen Augenblick, da Marie, in Gegenwart des ganzen Hofes an dem Troubadour vorbey schlüpfte, und auf eine etwas gezwungene Art ihm auf den Fuß trat. Sie machte freylich Entschuldigungen darüber, aber die Anwesenden ließen sich nicht täuschen, und der entzückte Savary trug lange ein Lilla Band auf diesem getretenen Fuße, welches die Leibfarbe der Prinzessin war.

In seinem Gedicht wankte er lange unentschlossen zwischen den beyden letzteren Gunstbezeugungen, entschied aber endlich für die Berührung mit dem Fuße, und schloß mit der Versicherung, daß alles Gold des Paccolus, und alle Reichthümer Indiens, seinem Herzen minder theuer wären, als dieser kostbare Beweis einer schüchternen Liebe.

Ein Dichter ist oft klug genug, nicht Alles zu sagen was er denkt, aber selten so klug zu verschweigen was er schrieb. Esclarmonde wütete, und der schöne Fringaire küßte seine Unbesonnenheit durch eine schmerzliche Verbannung aus Mariens Gegenwart. Er mußte den Hof des Grafen von Provence fliehen, und irrte trauernd umher. Am Hofe von Frankreich nahm man ihn mit Achtung auf, auch dort zeichnete er sich aus durch seine Talente, aber noch immer verschwieg er seinen Namen, jezt größtentheils aus Furcht vor seinem Vater, der, wie der Vater Friedrichs des Großen, keinen

Sinn für die feinere Bildung seines Sohnes hatte. Geschmacklose Feste, Jagd und Pferde waren seine einzige Freude. Auf der Jagd starb er auch endlich von einem Eber verwundet. Savary de Mauléon beweinte den Todten, und verbarg seinen Stand nicht länger.

Kaum wurde sein Name bekannt, als jede Mutter ihn zum Sohne, jedes Mädgen zum Gatten wünschte. Aber jetzt erklärte der treue Savary laut seine Leidenschaft für Marien von Sicilien, und eilte auf Flügel der Liebe zurück an den Hof von Provence. Ach! wie fand er Alles verändert! Esclarmonde war gestorben, aber die Prinzessin hatte ihr Herz dem berühmten Florentiner Vocaz geschenkt, der zwar nicht schöner sang als Savary, aber jünger war als Er. Verschmähte gleich Marie die Lieder des vormals geliebten Fringaire nicht, so gab sie doch den Bewerbungen ihres neuen Buhlers einen auffallenden Vorzug. Verzweifelsnd floh Savary auf seine Güter, wo er bis zum Jahr 1382 seine Leiden in rührende Lieder hauchte.

Um

Um jene Zeit argwöhnte man, Marie von Sicilien sey Mißschuldige an dem Tode des Königs von Neapel, Andreas von Ungarn, und dieser Argwohn kostete ihr den Kopf. Savary erfuhr es, versank in Schwermuth, und überlebte ihr trauriges Schickal nicht lange. Er starb beweint von allen seinen Vasallen, deren Wohlthäter er gewesen war.

Als von einem Manne gesprochen wurde,  
der gern und oft in den Spiegel sah.

Ihm die Gestalt zu neiden fällt mir nimmer ein,  
So eitel auch sein Bild aus jedem Spiegel winkt;  
Ich wünsche nur so schön zu seyn,  
Als Er sich dünkt.

Z 2

Die

## Die neue Atalanta,

Eine Begebenheit, die sich im Jahr 1757 bey  
Dinan in Bretagne zutrug.

In einer Gesellschaft von mehreren Damen; behauptete der Chevalier de la Houffaye, ein schöner, großer und geschmeidiger junger Mann, daß die Frauenzimmer durch ihre engen Schuhe es endlich dahin bringen würden, wie die Chineserinnen, nicht drey Schritt weit gehen zu können; daß man sie bald aus einem Zimmer in das Andere werde tragen müssen, und daß, mit einem Worte, jede Dame wenigstens zwey Stunden Zeit gebrauche, um bis zu dem Schloß de la Garaye zu gehen, welches kaum eine starke Viertelmeile von Dinan entfernt liegt. Sein Ton und Gesicht waren dabey so mitleidig verspottend, daß endlich eine junge Dame aus der Gesellschaft, Mademoisell de la Pilaye, die Seckebauste Uebertreibung nicht länger ertragen konnte. Dieses liebenswürdige Mädchen war jung, hübsch und geistreich.

„Wollen

„Wollen Sie wetten, mein Herr, hub sie an, daß ich früher als Sie auf dem Schloß de la Garaye seyn werde?“

Ein Wettlauf mit einer schönen Dame, welcher galante Mann wird das abschlagen? Der Chevalier nahm die Ausforderung mit Veranlassen an. Der entscheidende Tag wurde auf den 9ten October festgesetzt, und am 9ten October, Nachmittags um zwey Uhr, erschienen wirklich beyde Kämpfer auf dem bestimmten Plage. Das Mädchen trug ihre gewöhnlichen, der Jahreszeit angemessenen Kleider, nur von leichtem Zeuge. Der Jüngling hingegen hatte sich bloß in eine kurze Weste gekleidet, und eine kleine baumwollene Mütze auf dem Kopfe. Diese vorsichtigen Zubereitungen mißfielen gleich der zahlreichen Versammlung; das Interesse für die junge Dame verdoppelte sich, Jeder schickte fromme Wünsche für sie zum Himmel, aber Niemand wollte auf ihre Hand, oder vielmehr auf ihren Fuß, wetten; man wagte nicht einmal zu

§ 3

hoffen.

hoffen. Eine unendliche Menge Volks war auf dem Sammelplatze, große Haufen hatten sich bereits voraus nach dem Schlosse de la Garaye begeben, und wer nicht hier oder dort war, der stand am Wege und lauerte, beyde Seiten der Straße waren mit Menschen bedeckt.

Jetzt wird das Zeichen geerben, und die Wettläufer fliegen davon. Der Chevalier macht anfangs allerley Sprünge und Entscharts, um zu zeigen, daß er seinen Feind nur gering achtete. Als er aber merkte, daß die schöne Gegnerin, ohne darauf zu achten, einen ziemlich hohen Vorsprung gewonnen, nimmt er plötzlich alle seine Kräfte zusammen. Es wird ihm nicht leicht sie einzuhohlen, aber es gelingt ihm doch. Die liebenswürdige Dilaye hatte ihrer Seits mit einem leichten aber gemäßigten Schritte angefangen, so daß sie noch nicht im geringsten ermüdet war, als der Chevalier sie einholte. Jetzt kam es darauf an, ihn nicht vorbeyst zu lassen, sie strengte ihre äußersten Kräfte an, und es gelang ihr.

Die

Dieserjenigen, welche die Kämpfer hatten auslaufen sehn, sahen bald nichts mehr. Diejenigen, welche ein Drittheil des Weges vorausgegangen waren, sahen nur noch den Staub, den die Füße des Chevaliers machten, denn die leichten Schritte seiner Gegnerin erreichten keinen Staub. Niemand war im Stande ihr zu folgen, die Zephyrs allein hatten das Recht sie zu begleiten; es schien, als ob sie auf ihren Flügeln getragen werde, und nur zum Schein Schritte mache, denn sie berührte die Erde nicht. Ein kleiner Mantel von Flor wallte hinter ihr her, und schien wieder willen mit Gewalt nachgezogen zu werden. Die Wünsche des Volks kamen den Zephyrs zu Hülfe; die Kräfte der schönen Wettläuferin schienen sich zu vermehren, in dem Grade als die ihres Gegners abnahmen. Jetzt blieb er einige Schritte hinter ihr, jetzt war er wieder neben ihr. Zwischen Furcht und Hoffnung schweben die Zuschauer, und athmen kaum, aber noch immer wünschen sie mehr als sie zu hoffen wagen. Der Held scheint endlich ermüdet,

§ 4

die

die Heldin wird es gewahr, rast ihre ganze Stärke zusammen, und fliegt wie ein Blitz an ihm vorüber. Er hat keinen Athem mehr, Schaam und Verdruß glühen in seinen Augen, er bekennt sich überwunden, setzt sich nieder, und geht bald darauf durch Nebenwege nach der Stadt zurück. Er langt in seiner Wohnung an, ein finstres Schweigen verkündigt seine Niederlage, er entkleidet sich schnell und legt sich voll Unmuth zu Bett. Dort wollen wir ihn lassen, um zu der neuen Atalanta zurückzukehren.

Sie erfuhr ihren Sieg später als die Zuschauer, denn sich umzusehen, um hinter sich zu blicken, hätte einen gefährlichen Zeitverlust verursacht. Aber da sie endlich ihren Gegner nicht mehr weder laufen noch keuchen hört, so wagt sie einen Rückblick und sieht sich allein. Nun hätte sie ohne Gefahr ausruhen können, aber sie verschmäht die Ruhe, und begnügt sich blos den schnellen Lauf in einen leichten Schritt zu verwandeln. So kommt sie glücklich bis nach

la Garaye, wo ein lautes Freudengeschrey ihr entgegen tönt. Das jubelnde Getöse pflanzt sich fort von Hausen zu Hausen derer die ihr gefolgt waren, man hört es in der Stadt selbst, und der Triumph ist nicht mehr zweifelhaft. Alle Welt will Theil daran nehmen, alle Wagen werden angespannt, alle Pferde gesattelt, die Straße wimmelt, man streitet um den Vorzug die liebenswürdige Siegerin zurück zu führen. Bescheiden und gelassen wiedersteht sie den Bitten ihrer zahlreichen Freunde. „Das Fuhrwerk, spricht sie, welches mir den Sieg verschaffte, soll mich auch nach der Stadt zurückbringen.“ Sie macht sich auf den Weg, alle Standespersonen beyderley Geschlechte von ganz Dinan begleiten sie, vor ihr und hinter ihr wallt eine zahllose Menge Volkes, die leeren Wagen beschließen den Triumphzug.

Indessen haben die galanten französischen Offiziere eilig die Garnison zusammen berufen, und empfangen sie am Thor mit kriegerischer

Musik. Unter dem Schall der Trommeln, Pfeifen und Hoboen, beleihtet sie der ganze Zug bis vor ihre Hausthür. Dort überhäuft man sie nochmals mit den schmelzhaftesten Lobeserhebungen, und gönnt ihr die nöthige Ruhe. Doch nur bis auf den Abend. Die Gräfin de la Bretonniere, die Mutter des Gouverneurs, gab ein großes Soupee, welchem ein glänzender Ball folgte, wo die Heldin des Tages im schwebenden Tanz eben so leicht ihre Gespielinnen besiegte, als sie den fecken Chevalier im Wertlauf besiegt hatte.

Die vier Louisdors, welche sie durch die Wette gewonnen hatte, sandte sie noch am nemlichen Abend einem Stifte zu, wo arme Mädchen erzogen wurden.

Liebenswürdiger französischer Enthusiasmus! was ist aus dir geworden! Wer konnte am 9ten October 1757 voraussehen, was am 6ten October 1790 geschehen würde! —

Der Zauberreiz der Sittsamkeit,  
eine griechische Erzählung.

In ewig blühenden Haynen wandelte Lycophon traurig, und seufzte um Alaja, die Gespielin des Knaben, die Geliebte des Jünglings, jetzt Priesterin Apolls.

„Hier hüpfte sie sonst mit mir durch das la-  
„hende Tempe — ich bin allein, und die  
„Bäume blühen nicht, die Blumen duften nicht.  
„Wo sonst ihre süsse Stimme die wilden Bewoh-  
„ner des Waldes herbeylockte, da gurgelt heute  
„die Nachtigall ihr fades Lied. Auf jener Ras-  
„senbank webte sie einen Schleier, und unter  
„ihren Rosenfingern schämten sich der Purpur  
„von Tyrus und die Perlen des Orients. Ach!  
„dieser Schleier verhüllt sie mir auf ewig! grau-  
„samer Sohn Latonens! du hast mir Alajen  
„geraubt! was soll mir ohne sie des Lebens drü-  
„ckende Last!“

So klagte Lycophron. Seine Thränen  
 flossen in die Wellen des Waldstroms, der sie  
 schäumend hintrug an das ferne Gestade, wo er  
 die Mauern von Apolls Tempel bespülte. „Nur  
 „allein diese Wellen, die meine Thränen ver-  
 „schlanaen, finden den Weg zu jenem unzugang-  
 „baren Heiligthum! Ha! diese Wellen, diese  
 „Thränen, nehen vielleicht Aglajens Füße im  
 „Bade! ein fremder Schauer durchbebt vielleicht  
 „ihre schönen Glieder. — Und wenn sie nun  
 „die Krümmung des Stromes hinausblickt —  
 „was schwimmt daher — was wogt auf dem  
 „Wasser — bald von überhängenden Zweigen  
 „gehalten, bald von der nächsten Welle weiter  
 „geführt — ein Leichnam — ein Unglücksa-  
 „her — ha! es ist Lycophron! der treue Lie-  
 „bende, der Aglajens Verlust nicht überleben  
 „konnte. Sieh da wirft der Strom den ent-  
 „seelten Körper an's Ufer, neben ihm kniet  
 „Aglaja, und benezt die kalte Wange mit ihren  
 „warmen Thränen. — O! um diesen Preis  
 „sey mir der Tod Gewinn! ihr Götter der sy-  
 „gischen

„gischen Nacht! gewährt mir die letzte Bitte!  
 „tragt die entseelte Hülle zu Aglajens Füßen!“

Kaum zitterten noch in den Lufsten die leht-  
 ten Töne von Lycophrons Klagen, schon hatte  
 der Waldstrom den Unglücklichen verschlungen.  
 Doch er war der Sohn der Nymphe Epicharis.  
 Mit mütterlicher Angst umschwebte sie den Jüng-  
 ling, ihre Arme stiegen ihn auf als die Ver-  
 zweiflung ihn hinabstürzte, leblos trug sie ihn  
 an's Ufer, und erwärmte sein Herz an ihrem  
 Busen. Er schlug die Augen auf.

„Sohn! Sohn! was habe ich dir gethan,  
 „daß du meine Sorgfalt und Liebe durch streffen  
 „den Gram belohnen willst!“

„Mutter! du hast mich gebahren, aber  
 „Aglaja gab mir das Leben. Warum hast du  
 „mein Herz an deinem Busen erwärmt, daß es  
 „wieder klopft, wenn es nicht für Aglajen klo-  
 „pfen darf!“

„Hoffe,

„Hoffe, sprach die Mutter, hoffe und ver-  
traue meiner Liebe. Wenn das rührende Fle-  
hen der Natur die Unsterblichen zu bewaen ver-  
mag, so kehre ich in dreuen Tagen mit der hol-  
den Aglaja zurück. Bis dahin lebe, liebe und  
hoffe!“

So goß die Nymphe Epicharis lindernden  
Balsam in die Wunden des Jünglings. Auf  
einem leichten Wölkgen sah er sie dahin schwe-  
ben, und sein Gebet eilte vor ihr her. Ah!  
sie wußte wohl, wie selten die Götter dem Rade  
des Schicksals in die Speichen greifen; sie waarte  
nicht Aglajens Befreyung zu hoffen, nur Ruhe  
wollte sie dem Sohne durch eine liebliche Täu-  
schung erringen.

„Dein Schmerz rührt mich“ so antwortete  
Proteus, den sie um Hülfe anrief, auf die Klä-  
gen der weinenden Mutter: „den Lauf des  
Schicksals zu hemmen, steht nur in Jupiters  
Macht. Doch glücklich sind die Sterblichen!  
Täuschung gilt ihnen für Wahrheit, und Jene  
„dein

„deinem Sohne zu gewähren, ward von den  
Göttern mir veranant. Nimm diesen Gür-  
tel; er ist es, der mich bald in eine blaue Wolke  
hüllt, bald in Wassertropfen auflöst; durch  
den ich, jetzt ein stammendes Gestirn, in der  
Luft schimmere, und jetzt wieder eine bunte  
Schlange mich im Grase winde. Wer diesen  
Gürtel trägt, dem läßt der leifteste Wunsch  
jede Gestalt an. Täglich müsse ein Mädgen  
sich damit umgürten, und den Augen deines  
Sohnes als Aglaja erscheinen. Gern würde  
ich ihn ganz beglücken, wenn ich mit Aglajens  
Schönheit auch ihr Herz verleyhen könnte.“

Die getröstete Mutter stammelte ihren  
Dank, und eilte auf Flügeln der Sehnsucht den  
Ufern des Waldstromes zu, wo Lycophron am  
Morgen des dritten Tages der versprochenen  
Rettung entgegen saßte. Epicharis erschien,  
neben ihr die junge Syrinx, mit dem wunder-  
reichen Gürtel umgeben, der ihr Aglajens rei-  
zende Gestalt andichtete. Der Jüngling sinkt  
sprach

sprachlos in ihre Arme, aus Wonnegesüßten schlürft er Vergessenheit seiner Leiden, und der Pallast seiner glücklichen Mutter ertönt von lautem Jubel.

Aber welche unbegreifliche Verwandlung! der Rausch des ersten Entzückens verfliegt, und Lycophon fühlt sich minder beglückt, als er an Aglajens Busen zu werden hoffte. Lieh nur seine glühende Einbildungskraft ihr jenen himmlischen Reiz, den er heute an ihr vermißt? oder hat die Erfüllung seiner Wünsche Ueberdruß erzeugt? oder ist Aglaja nicht mehr die sie war? hat das Heiligthum Apolls ihre Unschuld vergiftet? wo blieb die sitzsame Schüchternheit, die holde Schaam, das liebevolle Wiederstreben, alle jene jungfräulichen Eigenschaften, welche die Zärtlichkeit zu Begierden entflammten, und doch die Begierden mit Leichtigkeit fesselten. — O Sohn Latonens! was ist aus Aglajen geworden! — Die Glut des Verlangens hat die Röthe der Schaam von ihren Wangen verjagt. Die Trun-

kenz

kenheit der Wollust hat die Thräne des Mitgeföhls aus ihren Augen verdrängt. Grausamer Gott; du gabst mir ihre Gestalt zurück, ihre Tugenden blieben der Schmuck deines Tempels!

So haberte Lycophon mit den Unsterblichen. Zeus hörte seine Klagen und fühlte Mitleid. Ungern gehorchte Apoll dem Vater der Götter, ungeru versprach er die reizende Aalaja dem liebenden Jüngling zurück zu geben, doch nur dann, wenn diesen, bey freyer Wahl, sein Herz nicht irre führe.

Eine Wolke umschleyerte Lycophon. Von den Ufern seines Waldstroms sah er sich plötzlich in Apolls Tempel versetzt. Die Wolke zerfloß um ihn her, und sein staunender Blick ruhte auf zwanzig Nymphen, deren Jede Aglajens Ebenbild war. Entkleidet von den blendenden Lichtstrahlen stand Phöbus vor ihm. „Deine Klagen, so sprach er mit sanftem Ernst, haben den Vater der Götter erweicht; in deinen Händen ruht jetzt dein Schicksal. Deine besorgte

3. Bd

II

„sorgte

„sorgte Mutter hat dich durch die nemliche Ge-  
 „stalt getäuscht, die du hier zwanzigfach vor dir  
 „siehst. Wähle! Eine unter ihnen ist die wahre  
 „Aglaja. Doch wisse, daß deine Wahl unwie-  
 „derücklich ist. Leitet dein Gefühl dich irre, so  
 „ist Aglaja auf ewig für dich verlohren!“

Phöbus schwieg. Angstlich flogen die  
 Blicke des Jünglings von Nymphe zu Nymphe,  
 immer die nemliche holde Gestalt, der nemliche  
 Grazienwuchs; das Auge einer Jeden ruhte  
 freundlich auf ihm, und schien zu sagen: ich bin  
 die, die vormals mit dir durch das lachende  
 Tempe hüpfte; ich bin die, deren süße Stimme  
 die wilden Bewohner des Waldes herbeylockte;  
 wähle mich mein Geliebter! laß dich nicht täu-  
 schen durch die trügende Gestalt meiner Nach-  
 barin. —

Ach! wie bekommen war das Herz des ar-  
 men Jünglings! An diesem Augenblicke hängt  
 sein Leben! wohin er sieht, steht Aglaja vor  
 ihm; welcher mitleidige Genius führt ihm zu:

das

das ist sie! — Noch Einmal durchlaufen seine  
 forschenden Blicke den schönen Halbzirkel, über-  
 all begegnen sie Aglajens Blicken. — Nur Eine,  
 die sich mit schwächerer Bescheidenheit hinter  
 ihre Nachbarin zu verbergen scheint; nur Eine  
 deren niedergeschlagenes Auge am Boden ha-  
 tet — ha! sie ist es! — Lycophon stürzt zu  
 ihren Füßen! — Unverkennbarer Reiz der  
 weiblichen Sittsamkeit! — „Ja sie ist es!  
 spricht Apoll: geht ihr Glücklichen! sie werde  
 dein Weib! und lege nie den Schleier holder  
 Schaam von sich, der die Männer auf ewig  
 fesselt.“

Der Schlüssel zum Geheimniß der  
 flugen Welt.

So ist ein drolliges Buch betitelt, welches im  
 Jahr 1708 gedruckt wurde, und einen gewissen  
 Carolo Bisani zum Verfasser hat. Er schimpft

U 2

in

in der Vorrede auf den gottlosen Vanino und Epinoza, und, da er befunden, daß weder in italiänischer, französischer, noch andern Sprachen, Jemand das Geheimniß der Klugheit aller Menschen, wie solche nach jedes besondern Stande insgeheim practiciret wird, beschrieben hat; als hat er sich selbst über diese Arbeit gemacht; doch sind es nur die ersten Rudimenta, in General- und Special-Maximen abgefaßt. Sollte sich ein unzeitiger Criticus oder Neider daran reiben, so wird er sich um denselben so wenig als um den Hofnarren des großen Moguls bekümmern.

Ich bin nun zwar weder ein Criticus noch ein Neider, noch auch Hofnarre des großen Moguls; aber ich habe mir das Vergnügen nicht versagen können, einige seiner General- und Special-Maximen Auszugsweise mitzutheilen, auf daß meine Leser daraus lernen mögen, wie das Geheimniß der Klugheit aller Menschen insgeheim practiciret wird.

Den

Den Fürsten, welche, wie billig, den Anfang machen, giebt Herr Carolo Bilani den Rath: durch kluge Narren und Anderer ihre Maitressen, die allerheimlichsten Dinge herauszulocken; Lotterien anzulegen und Aemter zu verkaufen, um den Schatz groß und hoch zu machen; Spione zu gebrauchen\*), und was dergleichen schöne Sachen mehr sind.

Der Aulicus (Hofmann) soll sein Glück bey Hofe durch Anderer Unglück befördern. Er soll den Fürsten, nach seinem humeur, bald mit neuen, bald curieuses, bald auch ernst- und scherzhaften Sachen divertiren.

Der Arzt gebraucht folgende vier Dinge, um einen großen Ruf zu erwerben; ein gutes Antiscorbuticum, ein Confortans, ein Bezoardicum, und ein bewährtes Anodynum.

U 3

Die

\*) Den nemlichen Rath giebt 1793 Herr von Sartori in seinen Leopoldinischen Annalen.

Die vernünftigste Regel giebt er dem Kaufmann. Er soll sich nemlich vor debitoribus hüten, die er nicht mahnen darf.

Eine Dame soll: <sup>1</sup> gegen Verweoene unempfindlich, gegen Unhöfliche höhnisch, und gegen Listige verschmizt seyn. Sie soll ihren Feinden alle Occasion benehmen: durch Entziehung ihrer Person, durch listige Verhöhnung, und durch verstellte Minen.

Wenn eine Demoisell sich unter Leuten befindet, die nicht modest und manierlich genug sind, so soll sie Erstens bey Seit gehn, als ob sie nichts gehört. Zweytens die vorige Mine beybehalten, und Drittens den Discours als von ungefähr changiren. Hilft das noch nicht, so soll sie Erstens ihr was zu thun machen Augenblicks; Zweytens mit einer andern Person discouriren, und Drittens ihre Mine sogleich verändern. Auf diese Art werde sie so leicht erkennen: Honnette, Galanes und Fantasten, und im Stande seyn, kräftig abzuweisen:

weisen: alle Galanes, alle Ungetreue und alle Verwegene. \*)

Um der üblen Nachrede vorzubeugen, soll sie sich nicht mit dem Gesinde zanken, und nicht mit alten Weibern familiar seyn.

Ein Freyer bekömmet den Rath, das Temperament und humeur seiner Dame durch ihr Gesinde zu erforschen. Heyrathen soll er alsdann zu Gottes Ehre, zu seinem und des Nächsten Besten. (Guter Bisani! seit die Welt steht, hat noch Niemand zu Gottes Ehre und

U 4

des

\*) Daß man im Jahr 1708 dergleichen Albernheiten schrieb, mögte noch hingehn, aber daß im Jahr 1792 ein gewisser Hr. Schwarz, Hefendarmstädtscher Prediger, und Mitglied der litterarischen Gesellschaft zu Maynz, in einer Theorie der Mädgern Erziehung behaupten konnte: „das Mädgern dürfe nicht eher „verliebt werden als zu rechter Zeit, und gerade in diejenige Mannsperon die es heyrather könne“ das — beweist wenigstens, daß die Töchter des Hrn. Schwarz, wenn er deren hat, in einer unangenehmen Lage sind.

des Nächsten Besten gehyrathet.) Ist er nur aber doch in seiner Wahl unglücklich gewesen, so soll er seine Klugheit besonders darcin setzen: daß er seine Frau zu divertiren wisse; er soll nicht jaloux seyn ohne raison, nicht zornig und nicht allzukarg. Wollen alle diese Mittel nicht anschlagen, so soll er sie zu bessern suchen: durch Entziehung der ordentlichen Lebensmittel, (also durch Hunger) durch Venehmung der völligen Freyheit in Oeconomicis, und durch bestellte Verhöhnung und öffentliche Beschämung Anderer. Ich zweifle, ob durch diese heroischen Mittel viele Weiber gebessert werden.

Das sind, zum Scherz, einige Proben aus dem Buche eines Mannes, der auf Vanino und Epluza zu schimpfen wagt.

August, Christel und Amor,  
ein Dialog am Geburtstage meines lieben Weibes.

Amor (weinend). Mein, das ist zu arg! ihr spielt mir da beyde einen häßlichen Streich.

August. Was hast du dem armen Kinde gethan, liebe Christel?

Christel. Ich? nichts. Ich thue Alles was der Knabe will.

August. Das thue ich auch. Warum weint er denn?

Amor. Soll ich nicht weinen? Ist das unsere Abrede, daß ihr mich ein Jahrhundert nach eurer Vereinigung noch immer fest haltet? wenn ich so artig bin, auf einer Hochzeit zu erscheinen, so ist das! so ziemlich Alles was man von mir erwarten kann. Aber seit der eurigen habe ich gar nicht ent schlüpfen können. Wie lange soll denn das noch dauern?

August und Christel zugleich. So lange wir leben!

Amor. So? das ist sehr erkölich. Nein, so haben wir nicht gewettet. Was? ihr seyd Eheleute, und ihr sperrt mich in euer Herz ein? ja wenn es noch die Freundschaft oder die Hochachtung wäre; aber ich —

August. Dich Klatteraeist muß man einsperren. Freundschaft und Hochachtung werden mir nicht davon laufen, denn sie haben Caution gestellt.

Amor. Und welche?

August. Geist und Herz meiner Christel.

Amor. Nun, ich setze dir ihre Reize zum Pfande.

August. Armer Junge, du wolltest fliehen und deine besten Waffen zurücklassen?

Amor. Da höre Einer den Ehemann! ist das nicht zum Verzweifeln!

Chri-

Christel. Du solltest dich freuen unser Glück gemacht zu haben.

August. Unsere innige Zärtlichkeit sollte dich rühren.

Christel. (ihren Arm um den Satten schlingend) Guter August! wie unaussprechlich liebe ich dich!

August. (sie an seinen Busen drückend) Beste Christel! mein Alles auf der Welt!

Amor. Allerliebste! ich sehe wohl, daß ich hier nicht fort komme. Wenn der Tod mir nicht bald zu Hülfe eilt —

August. O wir nehmen dich mit ins Grab.

Amor. Noch besser!

August. Sperr' ihn ein, liebe Christel, der muthwillige Knabe soll uns nicht entwischen; aber an jedem deiner Geburtstage wollen wir ihn Einmal herauslassen, um uns an seinen Klagen zu ergötzen.

Frag-

## F r a g m e n t e

Ueber die Freiheit des Willens!  
 Vielleicht in hypochondrischen Stunden ge-  
 schrieben.

Jugend! Menschenwahn! woher der sanfte  
 Glanz

Deiner Schimmerreichen Oberfläche?  
 Weg mit dem erborgten Strahlenkranz!  
 Daß ich nie dich seltsam spreche;  
 Sey mir heilig, Göttertochter! Toleranz!  
 Daß ich nie verdamme meines Bruders  
 Schwäche;

Daß ich nie ein täuschend Licht  
 Um des Helden Scheitel webe,  
 Und dem Muttermörder nicht,  
 Statt des Mitleids, Abscheu gebe.  
 Wohl dem Lieblichen! dem hier, im Heiligthum  
 Seines Busens, reine Tugend flammte;  
 Weh dem Böswicht! den hier, Gott weiß  
 warum,

Eine

Eine höh're Macht zum Uebelthun verdamnte.  
 Jenem rollt, mit sich, der Welt und Gott ver-  
 söhnt,

Leichtes Blut durch jede Ader;  
 Dieser lebt, von Glück und Ruhm gekrönt,  
 Dennoch mit sich selbst in ewgem Hader.

Aber du, froblocke nicht!  
 Weil durch Gottes Hauch dein Funke heller  
 glimmte;

Du des Lasters Böseking, o verzweifle nicht!  
 Weil Verhängniß zu Verbrechen dich bestimmte.

Wenn ein Gott ist — diesen Glauben  
 Soll kein Skeptiker mir rauben —  
 Wenn ein Gott die Welt erschuf,  
 Seine Weisheit ihren Plan sich dachte  
 Und auf seiner Allmacht Ruf  
 Jedes Nichts zum Seyn erwachte;  
 Mußte jene Weisheit nicht  
 Ihrer Schöpfung Zwecke geben?  
 Müssen Finsterniß und Licht,  
 Thun und Leiden, Tod und Leben,

Nicht

Nicht in unzertrennlichem Verein  
 Jenen Zwecken nur sich weyhn?  
 Sind sie gleich im Schöpfer Glanz verborgen,  
 Seine Weisheit bürgt: sie sind!  
 Heil dem schönen Frühlingmorgen!  
 Wenn der Nebel einft verriunt! —

Ewiger! der du die Kette aller Wesen  
 Fest verschlangst mit Zeit und Raum,  
 Du allein kannst diesen Knoten lösen,  
 Du nur deuten dieses Lebens Traum.

Was geschieht das muß geschehen!  
 Deine bliden Augen sehen  
 Nicht der Schöpfung Bau, den weniger und  
 mehr  
 Alle Wesen zu vollenden streben,  
 Nur ein Sandkorn giebst du her,  
 Doch dies Sandkorn muß du geben.  
 Meynst du, Thor! der Herr der Welt  
 Werde, weil es dir gefällt,  
 Seinen ewigen Plan, in tausend Augenblicken

Dei

Deiner Laune Spielwerk, tausendmal ver-  
 rücken?

Kann der Erdensohne Gaukeley  
 Ihn um seinen Zweck betrügen?  
 Soll er sich in Eure Laune schmiegen?  
 Daß ihr prahlen könnet: wir sind frey?  
 Daß Empfindung einen Wetterhahn belebe,  
 (Laßt einmal dieß Wunderwerk geschehn)  
 Er nicht wisse, daß es Binde gebe,  
 Die ihn nach Gefallen drehn;  
 Warlich! Troß dem Menschen, Troß dem  
 Christen  
 Wird er sich mit freyem Willen brüsten. —

Sprich! was nennest du Allwissenheit?  
 Wenn dir nimmer nach Gefallen  
 Diesen oder jenen Pfad zu wahlen  
 Eine höhre Macht verbeut?  
 Thaten die die Welt verwirren,  
 Wenn sie Gott vorher gesehn,  
 Nun so mußten sie geschehn!  
 Oder konnte Gott sich irren?

Hat

Hat vielleicht nur Muthmassung  
 Die Unwissenheit betrogen?  
 Wagst du diese Lästerung?  
 Du, im Staube groß gezogen! —  
 Schon im Chaos hat sein Auge überblicke  
 Was seit Anbeginn der Welt geschehen;  
 Wären die der Sturm erst heute knickt  
 Hat er schon im Chaos fallen sehen.  
 Und so schüttelte der Sturm,  
 Weil er mußte, jene Säume;  
 Eingepflanzten Trieben folgt der Wurm,  
 Wenn er unsrer Saaten Keime,  
 Unster Hofnungen, verzehrt;  
 Unfreiwilligem Streben folgt der Hunnen Führer,  
 Wenn er eine halbe Welt verheert;  
 Ja er mußte, denn der Westregierer  
 Dachte ihn und seine Scharen,  
 Als noch keine Zeiten waren.

Meynst du, seit auf dieser Erde,  
 Durch das schöpferische werde!  
 Sich ein Thier, der Mensch genannt, bewegt,  
 Habe

Habe Gott den Scepter abgelegt?  
 Schlage nun die Arme ineinander?  
 Sehe, herrschensmüd, in Ruß,  
 Einem Räuber Alexander  
 Oder einem Titus zu?  
 Lasse nach der Menschen Grillen,  
 Seiner Weisheit Schöpfung, seine Welt,  
 Hier mit Aberglauben, dort mit Blut erfüllen,  
 Wie Zeloten und Despoten es gefällt?  
 Und indeß durch schiefen Freiheitsstirn  
 Sich der Franke ins Verderben brächte,  
 Sähe zweifelhaft der Schöpfer hin  
 Was daraus wohl werden möchte?  
 O! er weiß nur allzugut  
 Wie sich dort der Knoten lösen werde,  
 Und es nekte Frankreichs Erde  
 Ungezählt von ihm kein Tropfen Blut,  
 Auch die Mordsucht feiger Demagogen,  
 Die ein sanftes Volk um Ruß und Glück betro-  
 gen,

Ist so gut als der Aurele Zugendbahn,  
 Ein bestimmter Punct in seinem ewgen Plan.

Soll ich mir des Schicksals Zwang verheer-  
 en,  
 Weil die Eitelkeit mir Märchen vorerzählt?  
 Muß ich zwischen Gott und Menschen wählen,  
 Wer von Beyden leidend sich verhält;  
 O so kann ich keinen Gott mir denken,  
 Der vor einer Narrenbude sitzt,  
 Gaffend, wie die Menschen böshaft und ver-

schnüßig,  
 Ihres Schicksals Jügel selber lenken.  
 Lieber glaub' ich, daß sein Hauch  
 In den menschlichen Maschinen webet,  
 Und zum Handeln sie belebet  
 Wie zum Wachsen jenen Rosenstrauch.

\*

\*

\*

O! wer mag das ungezählte Heer  
 Körperlicher Qualen fassen!  
 Wo ein Pulschlag milder oder mehr  
 Herschet über Thun und Lössen;  
 Wo der Seele mürrches Haus  
 Jedem Laster offen steht,

Und

Und ein unverdauter Schmauß  
 Auch des Weisen Kopf verdrehet. —  
 Ja, den Pilger auf der Schmerzens Bahn,  
 Ueberwältigt böser Sinn behender  
 Als die Woge einen lekten Kahn;  
 Ueber Völker Glück und Wohlfahrt ganzer Länder  
 Richtet oft ein hohler Zahn.

Wenn in deinen Eingeweiden  
 Sich Hypochondrie erzeugt,  
 Und dies unbegrenzte Leiden  
 Dich zur Erde niederbeugt;  
 Wenn mit einer Todtenfarbe  
 Jedes Ding du überziehst,  
 Und in einer Aehrengarbe  
 Schon das Bild des nahen Winters siehst;  
 Wenn der Argwohn seine Krallen  
 In dein blutend Herze drückt  
 Schon ein unvermuthet Fallen  
 Deines Kindes dich erschrickt;  
 Wenn dein Geist Vergnügen findet  
 In der selbst erdachten Qual,

K 2

Jedes

Jedes froh genosne Mahl,  
 Dir den nahen Tod verkündet;  
 Wenn dir Freundes Lächeln nur  
 Die Gefahr verheelen heisset,  
 Und des Mitleids Thränenspur  
 Ein geöffnet Grab dir weist;  
 Wenn ein unbedeutend Flüstern  
 Dich die Todes-Vorschaft dankt,  
 In der Nacht, bey jedem leisen Knistern,  
 Ein Gespenst hohläugig winkt;  
 Wenn du deine Hoffnung bauest  
 Auf ein hochgepriesenes Arcan,  
 Wenn du blind dich anvertrauest  
 Jedem Narren, jedem Charlatan;  
 Wenn um des zerbrochenen Glases willen,  
 Stunden, Saalana du schmählst  
 Und durch ungerechte Grillen  
 Weib und Kind und Freunde quälst;  
 Würkt das Alles — und wer mag es läugnen? —  
 Körper Schwäche nur allein,  
 Wairst du noch, dir Freyheit zuzueignen?  
 Wähnst du wirklich frey zu seyn?

Hast du selbst dir rosenroth  
 Oder schwarz dein Blut gefärbet?  
 Ward ein jahrelanger Tod  
 Dir nicht oft vom Vater angeerbet?

Unvermeidliches Verhängniß!  
 Das uns von der Wiege bis zum Grabe zieht;  
 In der Stunde der Empfängniß  
 Schon die ferne Todesstunde sieht! —  
 Ob durch eine keusche Flamme  
 Deines Lebens Flämmchen brennt,  
 Ob dich Mutter oder Amme  
 Ihren lieben Säugling nennt;  
 Ob im Tartarhorden, ob im Negerstamme  
 Dir die erste Sonne schien,  
 Ob die erste Lust der Nil aus seinem Schlamm  
 Oder Schweizerberge dir verliehn;  
 Ob man dich mit Pflanzfrüchten,  
 Oder Rennthierfleische speist;  
 Ob der Zufall dich in nordische Fichten,  
 Oder indische Palmen eingekreist;  
 Alles das, und mehr — es scheine dir geringe —

Hat dein Elend oder Glück gebaut,  
 Und doch wurde keines dieser Dinge  
 Deiner freyen Wahl vertraut.  
 Wider Willen schmückt der Mensch die Erde,  
 Forcht umsonst, woher er kam?  
 Und wohin er gehen werde?  
 Wie sich Freude oder Gram  
 In den Lebensbecher mischen?  
 Wer und was ihm Leben gab und nahm?  
 Warum dort vor Zwiebeln und Fetischen  
 Hier vor Sternen er die Kniee beugt?  
 Warum dort in Gift geweicht  
 Der Malayen Pfeile ihn umzischen?  
 Warum hier, wo Unschuld Dürstigkeit versüßt,  
 Gastfrey ihn der Pelewaner grüßt?

Glaube! und Geseß! verschieden  
 Wie das Klima das euch schuf:  
 Welchen Einfluß wirken nicht hienieden  
 Eines Manco Lehre, eines Solon Ruf!  
 Wer darf sagen: ich will Heyde  
 Oder Christ geböhren seyn?

Will mit einem Sclaven oder Bürger Eyde  
 Xeres oder Griechenland mich weyhn?  
 Wählst du Zeit und Ort, die Bühne zu betreten?  
 Gestern oder Heute? Ganges oder Nil?  
 Wer erkieszt den Gott zu dem er beten,  
 Das Geseß dem er gehorchen will? —  
 Warum leb' ich nicht zu Zeiten unsrer Väter?  
 Warum sah ich nicht mit Enteln erst das Licht?  
 Hundert Jahre früher oder später  
 Machten mich vielleicht zum Bösewicht.  
 Warum leb' ich nicht am Ganges Strom wo  
 friedlich  
 Man den Kühn Kränze sicht?  
 Hundert Meilen nördlich oder südlich  
 Machen mich vielleicht zum Bösewicht.

Sieh den zarten Knaben, höre wie er keucht,  
 Wie ihm jedes kleine Lüftchen schadet,  
 Und in Sparta hätte er vielleicht  
 Im Eurotas sich gebadet.  
 Sieh die Mutter, deren Sohn  
 Man im Krieg erschlagen, ihra Kniee wanken:

Jubelnd wär' sie dort ins Heiligthum geflohn,  
 Ihren Göttern laut zu danken. —  
 Blieb' in manchem Vaterland  
 Mancher Marat nicht ein guter Bürger,  
 Der am Leichenschwängern Seine Strand  
 Sich vertygerte zum Menschenwürger? —  
 Welcher unter Euch kann wissen,  
 Wenn er friedlich in der Gartin Armen ruht,  
 Ob nicht auch vom Strom mit fortgerissen,  
 Dort er lechzen würde nach des Bruders Blut?

Wenn uns so das Schicksal gängelt,  
 Unfre Bahn sich labirintisch schlängelt,  
 Jeder stehn muß, wo er steht,  
 Jeder gehen muß, wohin er geht,  
 Was ist Freyheit dann? und was Moralität?  
 Warlich! nie geböhren wäre besser,  
 Als zum Raube dienen jeder Windesbraut;  
 Das Geschenk des Lebens ist ein Messer  
 Einem Kinde anvertraut;  
 Wenn an edlen Lebenstheilen  
 Es sich tiefe Wunden frische,

Der das Messer gab, der maas die Wunden hei-  
 len,  
 Doch das Kind bestrafen darf er nicht!  
 Dürft' es nicht, wenn auch der kindische Wahn  
 Um das Messer selbst gebeten hätte;  
 Aber sprich! was hat der Mensch gethan?  
 Wat er um die schwere Kette  
 Die er langsam schleppt, in sie voll Unmuth  
 beißt,  
 Und am Grabe doch nur ungeru sie zerreißt?  
 Sprach der Baum im Walde: Meister her zu  
 mir  
 Ich begeh' ein Schiff aus mir zu zimmern?  
 Kann das leffe Schiff dafür,  
 Wenn die Wellen es zertrümmern?  
 Hat der Meister, als er es gebaut,  
 Seine Bahn bestimmt auf Klippenlosen Strassen?  
 Wird' es nicht dem Meere anvertraut  
 Wo die Wellen ewig rasen?

Könnte nur der arme Erdensohn  
 Die Erinnerung des Gewesenseyns vernichten,

Der Würde aern des Lebens Anker lichten,  
 Wäre längst zurück ins todt' Nichts geflohn!  
 Setzet mitten unter Eoracn  
 Einen Bettler auf den Thron;  
 Fraaet ihn am andern Morgen:  
 Ob er ungeru sich vom stolzen Jammer trennt?  
 Willia greift er nach dem Bettlerstabe  
 Wenn ihr die Erinnerung ihm nehmen könnt,  
 Daß er einen Augenblick geherrscht habe.

\* \* \*

Welchem eitlen Wahn' ist der Gedank' ent-  
 quollen

Dessen die Erfahrung lacht:  
 Freyheit sey die unbearznte Macht  
 Jedes Ding zu wollen oder nicht zu wol-  
 len? —  
 Solche Macht kann nur grundlosen Will-  
 en leyhn,  
 Follalich wäre sie bey'm Licht besehen,  
 Die Erlaubniß, in ein Zollhaus einzugehen,  
 Folglich müßte Wirkung ohne Ursach seyn.

Aber

Aber die Erfahrung in dem Erdenleben  
 Thut Euch überall die ewige Wahrheit kund:  
 Mensch, es ist nach Glück ein eigennütziges  
 Streben

Jeder Handlung Erster, Einziger Grund!  
 Was den Wählenden ein Uebel dünket,  
 Glaubt Ihr, daß ers wählen kann?  
 Nein, er kann nicht! seine Wage sinket,  
 Weil er Freude oder Glück gewann,  
 Oder zu gewinnen glaubte;  
 Wer ihm dieses Triebrad raubte,  
 Oder sähe oft im stolzen Freiheitsmann  
 Nur den Esel eines Duridan.

„Aber, spricht ihr, zugegeben  
 „Dieses eigennütziges Streben,  
 „Zugegeben unbedingt,  
 „Daß nach Freude nur des Menschen Wille  
 ringt;  
 „Wählt er denn nicht frey und unbefangen  
 „Wenigstens die Mittel zu dem Zweck?  
 „Wie er seinen Wunsch erlangen,

„Wie

„Wie der Weise oder Geck  
 „Sich die Freude haschen solle,  
 „Das, zum mindsten, überschaut ein freyer  
 Blick!  
 „Wählt er also nicht das Stück,  
 „Nun, so wählt er doch die Rolle.“  
 Wie? das wäre frey? ich nenn' es aufge-  
 klärt.

Wissenschaft, Erziehung, haben diesen,  
 Mehr als Jenen über ächten Wehrt  
 Oder trügerischen Schein belehrt;  
 Aber Beyde wollen nur genießen,  
 Glück ist Beyder Augenmerk,  
 Dieser sucht ein Herz, und Jener harte Gulden;  
 Ist des einen Irrwahn nimmer sein Verschulden,  
 So des Andern Klugheit nie sein eignes Werk. —

„Aber, rückt die Zweifelsucht entgegen;  
 „Zeugt für unsre Freyheit nicht  
 „Jene Kraft zu überlegen,  
 „Lang' und reiflich zu erwägen,  
 „Oh' Vernunft das Urtheil spricht?

„Gleich

„Gleich dem Wanderer, der fremdes Land  
 durchzogen,  
 „Wenn er nun am Scheidewege steht,  
 „Für und wider abgewogen,  
 „Jenen oder diesen geht.“

Eitle Täuschung diese Frage!  
 Denn die sogenannte Kraft die überlegt  
 Gleich dem Jüngelchen in einer Wage,  
 Die beynabe gleiche Lasten trägt.  
 Sieh, es schwankt hinüber und herüber  
 So auch wieat der Mensch sein Haupt  
 Wenn er zwischen Kreuzer oder Etüber  
 Eine Wahl zu treffen glaubt.  
 Laßt den Wanderer am Scheidewege stehn,  
 Darf er wohl nach Willkühr handeln,  
 Und die falsche Strate aehn,  
 Wenn er sicher weiß, er werde irre wandeln? —

\* \* \*

Gebet dem Wilden eine Uhr,  
 Voll Erstaunen wird er sehen,

Wie

Wie sich beyde Zeiger drehen,  
 Rufen: „diese Kraft verlieh euch die Natur!  
 „Ja, ihr dreht Euch selbstbeliebig nur.“  
 Einen Künstler in den Wunderwerken  
 Abnden, wird der Wilde nie,  
 Minder noch des Künstlers Absicht merken  
 Das woher? warum? und wie?  
 So der Mensch, dem sinnliches Vergnügen,  
 Wie der Schmerz, den geistigen Schatzblick  
 raubt,  
 Der, wo schlau versteckt die Federn liegen,  
 Reck an keine Feder glaubt;  
 Der ein Wunder jenes Esärentanzes,  
 Nur ein Schauspiel ihm zu Ehren, sieht,  
 Und vergißt, daß auf ein großes Ganzes  
 Jedes Einzelne sich nur bezieht. —

War nicht Gott allein die Feder  
 Von der ersten Handlung die geschah?  
 Durch die Erste ist die Letzte da,  
 Ineinander greifen alle Räder,  
 Eine lückenlose Kette bindet

Was

Was dem Scheine nach der Zufall schied,  
 Eine Kette, deren allerletztes Glied  
 Nur im Allerersten seinen Ursprung findet.  
 Als der erste Mensch zum ersten mal ersüßte  
 Was der erste Sinnes Eindruck ihm geboht  
 Sprich, wer war es, der die Nacht die ihn  
 umhülte  
 Lichtvoll umschuf? wars nicht Gott?  
 Als zum ersten mal er süßte, sah und hörte  
 Wer hat auf der jungen Welt  
 Ihm die Gegenstände binigestellt,  
 Deren Anblick ihn die erste Handlung  
 lehrte?  
 Und die Zweyte war der Ersten Wirkung  
 Wie der Dritten Ursach, welche dritte  
 Wiederum der vierten Mutter war;  
 So verschlumaen, laufen Anfang, Ende, Mitte,  
 Schmiegt der erste Tag sich an das letzte  
 Jahr.

Dieser Glaube soll mich schützen,  
 Wenn auch mir Despotenblitzen

Ein

Ein Gewaltiger mir droht;  
 Oefnet mir wie Seneca die Adern,  
 Nimmer werd' ich mit dem Schicksal habern,  
 Unvermeidlich war mein Tod!

Dieser Glaube soll, umringt von Schmeich-  
 ler Schaaren,

Mich vor Uebermuth bewahren,  
 Wenn man meine Tugend preißt;  
 Ewigen Befehlen nur gehorcht mein Geißt!  
 Dank dem Schicksal, daß es meinen Sinnen  
 Solche Gegenstände ausgewählt,  
 Deren Eindruck nie verfehlt  
 Für die Tugend zu gewinnen.

Wenn Verläumdung mich zu stürzen sucht,  
 Der Zelote meinem Namen flucht,  
 Soll mich dieser Glaube, Duldung lehren;  
 Keine Nachzier, keine Tadelsucht  
 Soll hinfort mich mehr betühren.  
 Dieser Glaube sey mein Wanderstab  
 Auf des Lebens Dornenwege;  
 Mutter Erde! öfne mir mein Grab!

Daß

Daß ich froh aewiß mich schlummern lege:  
 Gott! der Unnenbare! rief  
 Mich in dieses Pilgerleben,  
 Als mein Ich im Chaos schlief;  
 Er verleihe mir dieses Höherstreben,  
 Er wird dieser Ursach Wirkung geben,  
 Und wenn Allmacht es gebent,  
 Wenn es stimmt mit ihrer Weisheit Zwecken,  
 O! so wird in alle Ewigkeit  
 Diese Wirkung sich erstrecken!

Gebet um Dummheit.

Ach lieber Gott! vor dessen Thron  
 Die Narren täglich treten,  
 Dich hat der König Salomon  
 Um Weisheit einst gebeten,  
 Und das beweist wohl sonnenklar,  
 Daß er ein dummer Teufel war.

3. Bd.

9

Ach

Ach lieber Gott, ich habe fast  
 Der Plackerey zu viel erlitten,  
 Und komm erdrückt von meiner Last,  
 Um Dummheit dich zu bitten.  
 Gemächlich kutschet durch die Welt,  
 Wer diesen Reisepaß erhält.

O selig der der Narrenzunft  
 Getreu, nur Grütze sammelt!  
 Und jedem Lichtstrahl der Vernunft  
 Den Zugang fest verrammelt;  
 Ein sichres Obdach schattet ihn,  
 Und sein Geschlecht wird ewig blühen.

Er der sich über nichts betrübt  
 Und alles gehn läßt wie es gehet,  
 Er wird von Jedermann geliebt,  
 Weil Keinem er im Wege steht;  
 Hat man als Dummkopf ihn erprobt,  
 So wird sein gutes Herz gelobt.

„Ein guter Mensch,“ spricht Jedermann,  
 Das heißt: er ist ein Schöps geboren,  
 Zieht eine Löwenhaut ihm an,  
 Doch seht ihr wackeln lange Ohren.  
 Ein guter Mensch, ein ehelich Blut,  
 Der nichts des Hängens würdig thut.

Weh aber jenem armen Mann,  
 Der nicht zu jeder Thorheit schweiget,  
 Vor Mogul und vor Tartar Chan  
 Nicht unbedingt den Nacken beuget;  
 Entschlüpfet ihm ein loser Scherz,  
 So hat er traum! ein böses Herz.

Der Dumme sättert ungestört  
 Die Schwester Gänse und die Hühner,  
 In ihm, der jeden Bonzen ehret,  
 Sucht Niemand einen Jacobiner;  
 Doch spricht der Kluge nur ein Wort:  
 Er ist gefährlich! schafft ihn fort!

## Des Dummen Privilegium

Ist dumm zu schwachen und zu handeln,  
Kein Mensch bekümmert sich darum,  
Man läßt ihn seine Straße wandeln;  
Doch, weh dir! wenn du klüger bist,  
Und auch nur ein mal dich vergiß't.

Da kommen sie sanftmüthiglich,  
Dir deine Augen auszukrahen,  
Sie grinsen und zerfleischen dich  
Mit ihren beiderlichen Zähnen  
Sie hacken, kneten, hämisch froh,  
Flugs Elephanten aus dem Floh.

O seht nur, wie sie emstlich  
Nach eines Klugen Fehleln schnappen,  
Ha! welche Freude! wenn sie dich  
Auf einem dummen Streich ertappen!  
Das wird von Ohr zu Ohr getaunt,  
Das wird verbrämt, das wird posaut.

Zerrißen wird dein guter Ruf  
Von jedem Schuft in tausend Fetzen,  
Und jeder Esel hebt den Fuß,  
Noch einen Schlag dir zu versetzen.  
Mit Dornen wird dein Haupt gekrönt,  
Von jedem B — pi — s verhöhnt.

Verläumdung trifft den Dummen nie,  
Die Frucht, die Würmer lockt, ist reifer,  
Denn nur Genie, Verdienst, bespie  
Verläumdung stets mit ihrem Geißer;  
Die Geißel der Verläumdung schlägt  
Den, der der Klugheit Bürde trägt.

Verdacht und Argwohn, morden sie  
Den Dummen je mit ihren Pfellen?  
Verfolger ist der Dumme nie,  
Verfolger ist er wohl zuweilen;  
Ihn necker keine Polizey  
Mit Jacobiner, Kiecherey.

Gleich Fröschen wird er aufgebläht  
 Von großer Herren günstigen Blicken,  
 Weil er Despoten Räder dreht  
 Wie blinde Pferde in Fabriken.  
 Die Einfalt erbt das Himmelreich  
 Denn, Pfaffenbrut! sie huldigt euch!

Der Neid, dies böse Höllekind,  
 Dies gelbe Necensentensieber,  
 Ist dem Verdienst Sirocco Wind  
 Und geht am Dummkopf nur vorüber  
 Weil er ihn Freund und Bruder nennt  
 Und ihm allein das Gute gönnt.

Vom Dichter wird für schönes Gold,  
 Verstand dem Dummkopf angelogen,  
 Und auch die Liebe ist ihm hold,  
 Weil er, gegängelt und betrogen,  
 Vor seiner Thüre niemals fest,  
 Und seinen Schmuck mit Freuden trägt.

Ist er ein Prinz, ist er ein Graf,  
 Seht wie ihm jeder Lorbeer grünet!  
 Die Musen haben dieses Schaf  
 Als Amm' und Wärterin bedienet;  
 Als er das Licht der Welt erblickt,  
 Hat jeder Stern ihm zugnickt.

Er stirbt, ha, wie am Firmament  
 Sein unbesleckter Nachruhm funkelt!  
 Weil Keinem er den Weg vorrennt,  
 Die kleinen Geister nie verdunkelt;  
 An seiner Urne schallt es dann:  
 „Er war ein guter lieber Mann!“

O dreymal seelger Dummkopf! sprich!  
 Was bleibt dir übrig zu begehren?  
 Du lieber Gott! erhöre mich!  
 Du wolltest Dummheit mir bescheeren!  
 Ich bitte dich mit Ach! und O!  
 Mach' mich so dumm wie ein Hund Stroh!

Als der Dichter ein Landhaus baute, und  
mit seiner Gattin der Arbeit zusah.

Liebe, süße, kleine Frau!  
Sieh wie diese guten Leute  
Emsig fördern unsern Bau  
In die Läng' und in die Breite.

Laß uns Weibchen Hand in Hand,  
Ueber jene Balken steigen,  
Fürchte nichts für dein Gewand,  
Komm ich will dir alles zeigen.

Sey willkommen auf der Schwelle!  
Gieb mir einen frohen Kuß!  
Gebe Gott an dieser Stelle  
Dir noch manchen Herz-Genuß!

Jenes Zimmer wird hinfort  
Frohe Häuslichkeit bewohnen  
Lieb' und Treue werden dort  
Mich und dich im Stillen lohnen.

Mag der Fluren bunte Zier  
Ein Gewand von Schnee bedecken,  
Hier am Ofen wollen wir  
Vor dem Winter uns verstecken.

Unter Rosen, unter Scherzen,  
Sitzen wir an dieser Wand,  
Lieb' im Auge, Lieb' im Herzen,  
Einen Schiller in der Hand.

Mit den ersten Sonnenstrahlen  
Wecket mein Klavier dich früh,  
Mozarts Zaubertöne malen  
Unser Seelen-Harmonie.

Liebes Weibchen sieh dich um —  
Warum willst du mit Errothen,  
Keuscher Liebe Heiligtum,  
Unser Schlafgemach, betreten?

Diesen Platz der Toilette;  
Ueberflüßige Ziererey!  
Geist und Herz in ewger Wette  
Schaffen deinen Reiz mir neu.

Dieses Zimmer, — kannst du rathen  
Was sich meine Liebe träumt? —  
Wird in unsern kleinen Staaten  
Einem Erbprinze eingeräumt.

Horch! ich höre schon ihn schreyen.  
Wenn die Mutter launisch ist,  
Soll er mir sein Lächeln leyhen  
Bis sie flugs den Vater küßt.

Hier mein Weibchen ist die Küche,  
Zwar an Leckereyen karg,  
Nicht erbaut für Nichtersprüche  
Der berühmten Jungfer Warg. \*)

Hunger ist der Suppenschmecker,  
Das Gewürz, die Mäßigkeit,  
Und der alte Tafelbecker  
Heißt bey uns: Zufriedenheit.

Hier

\*) Jungfer Warg hat ein, hier zu Lande sehr  
Vieliebtes, schwedisches Kochbuch geschrieben.

Hier betritt dein lieber Fuß  
Speisesaal und Gastgemächer;  
Brauchen wir den Ueberfluß? —  
Leere Köpfe, volle Becher;

Leere Herzen, viel Geschwätz;  
Die mit großen Tafeln prangen,  
Stricken nur ein goldnes Netz,  
Langeweile sich zu fangen.

Wo zufriedne Liebe wohnt,  
Da ist stille Herzenswonne;  
Unser Abendgast der Mond,  
Unser Mittagsgast die Sonne.

Liebe, süße, kleine Frau!  
Vor der Welt und ihren Stürmen,  
Der Verläumdung giftigem Thau,  
Soll uns dieses Dach beschirmen.

Wenn sich Vöbelhaß und Neid  
Hinter unserm Rücken gatten,  
Soll in froher Einsamkeit  
Mich und dich dies Dach beschatten.

Laß uns hier nach Gottes Willen  
Leben, wirken, Gutes thun;  
Laß uns hier, so ganz im Stillen  
Auf der Liebe Myrthen ruhn.

Bis mit freundlicher Gebehrde  
Uns der Tod ein Häuschen baut,  
Und der guten Mutter Erde  
Ihre Kinder anvertraut.

Wenn sie, liebes Weib, dereinst  
Mich aus diesem Hause tragen,  
Du an meiner Urne weinst,  
Dich der Trennung Schmerzen nagen;

O so denke, was allein  
Du mir warst, ich dir gewesen;  
Laß an meinem Grabesstein  
Pilger diese Worte lesen:

„Die Welt verfolgt' ihn ohn' Erbarmen,  
„Verläumdung war sein trübes Loos;  
„Glück fand er nur in seines Weibes Armen,  
„Und Ruhe in der Erde Schooß.

„Der

„Der Neid war immer wach, ihm Dornen  
hinzustreuen,

„Die Liebe ließ ihm Rosen blühn; —  
„Ihm wolle Gott und Welt verzeihn!  
„Er hat der Welt verziehn.“

## A n z e i g e.

Es haben sich in dem Zweyten Band der jüngsten Kinder meiner Laune eine große Menge Druckfehler eingeschlichen, die zum Theil den Sinn auf das lächerlichste verstellen, und die ich hiemit anzeige:

Seite 1	Zeile 8	statt in Romanen, in Romanen	
—	— 10	ieß: in Romanen, ein Roman.	
—	— 21	statt einer andern i. eine andere.	
—	2 — 21	Geficht	ieß: Gefühl.
—	32 — 21	— mußte	i. muß.
—	36 — 16	— öftere	i. öfterer.
—	42 — 18	— Mordgefühle	i. Mordgefühle.
—	50 — 7	— aller	i. voller.
—	104 — 11	— sinnstücker	i. sinnloser.
—	114 — 9	— einer Slavyn	i. eine Slavyn.
—	— 16	— für den Kagegrund	i. von Kagegrund.
—	118 — 14	— Grund	i. Greuel.
—	156 — 16	— Siameter	i. Siameser.
—	159 — 23	— Leibbürde	i. Leibbinde.
—	211 — 1	— entdeckte	i. meldete.
—	213 — 12	— im Baum	i. ein Baum.
—	214 — 3	— wegen	i. beyrn.
—	233 — 11	— nicht	i. recht.
—	272 — 12	— würgte	i. wiegte.
—	308 — 18	— machte	i. mahlte.
—	314 — 12	— nur ein	i. euer.
—	325 — 9	— der unbedachtsame	i. der erste unbedachtsame.
—	332 — 7	— Zeno	i. Zeno.

Die übrigen unbedeutenderen wird der Leser selbst finden.